SCHRIFTEN ZUR ANGEWANDTEN SEELENKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
SECHSTES HEFT

# AUS DEM LIEBESLEBEN NICOLAUS LENAUS

VON

DR. J. SADGER
NERVENARZT IN WIEN

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1909

Verlags-Nr. 1605.

Verlag von Franz Deuticke in Leipzig und Wien.

# Schriften zur angewandten Seelenkunde

herausgegeben von

**Prof. Dr. Sigm. Freud**
in Wien.

I. Heft:

**Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva".** Von Prof. Dr. Sigm. Freud in Wien. Preis M 2.50 = K 3.—.

II. Heft:

**Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen.** Eine Studie von **Dr. Franz Riklin,** Sekundararzt in Rheinau (Schweiz). Preis M 3.— = K 3.60.

III. Heft:

**Der Inhalt der Psychose.** Von Dr. C. G. Jung, Privatdozent der Psychiatrie in Zürich. Preis M 1.25 = K 1.50.

IV. Heft:

**Traum und Mythus.** Eine Studie zur Völkerpsychologie. Von Dr. **Karl Abraham,** Arzt in Berlin. Preis M 2.50 = K 3.—.

V. Heft:

**Der Mythus von der Geburt des Helden.** Versuch einer psychologischen Mythendeutung von **Otto Rank.** Preis M 3.— = K 3.60.

Die „Schriften zur angewandten Seelenkunde" wenden sich an jenen weiteren Kreis von Gebildeten, die, ohne gerade Philosophen oder Mediziner zu sein, doch die Wissenschaft vom Seelischen des Menschen nach ihrer Bedeutung für das Verständnis und die Vertiefung unseres Lebens zu würdigen wissen. Die Hefte werden in zwangloser Folge erscheinen und zumeist eine einzige Arbeit bringen, welche die Anwendung psychologischer Erkenntnisse auf Themata der Kunst und Literatur, Kultur- und Religionsgeschichte und analoger Gebiete unternimmt.

SCHRIFTEN ZUR ANGEWANDTEN SEELENKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
SECHSTES HEFT

# AUS DEM LIEBESLEBEN NICOLAUS LENAUS

VON

DR. J. SADGER
NERVENARZT IN WIEN

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1909

Wer zweier Menschen Liebesleben zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht, wird zuallererst und vor jeder Prüfung ein inneres Bedenken zerstreuen müssen: Besitzt man das Recht, sich in das Intimste zweier Personen kühl kritisierend einzudrängen, auch wenn sie längst schon die Erde deckt? Da, glaube ich, läßt sich allgemein nur sagen, daß, wo dies zu wissenschaftlichen Zwecken, aus einem Erkenntnisdrange geschieht, nicht etwa aus Neugier oder niedriger Klatschsucht, sich dagegen kaum etwas einwenden läßt. Bedenkt man, mit welchem Gewebe von Lüge und ärgster Entstellung das normale Liebesleben der Menschen gemeinhin umhüllt wird, so bleibt dem Forscher einfach nichts übrig, als sich dorthin zu wenden, wo von einer Berühmtheit genügend aufklärendes und unentstelltes Material vorhanden. Im Falle Lenau-Löwenthal vollends kommt noch dazu, daß die weibliche Hauptperson schon vor Jahrzehnten selber die entscheidenden Liebesblätter publizieren ließ, sich also der Öffentlichkeit freiwillig preisgab. Darum ist es nur unser gutes Recht, der Wahrheit hier unbarmherzig nachzugehen.

Das Verhältnis des Dichters zu Sophie Löwenthal scheint mir nach drei Richtungen nähere Beleuchtung herauszufordern. Zunächst: wie stellte es sich in Wirklichkeit dar, was ist zwischen beiden tatsächlich geschehen? Zum zweiten: hat es Lenaus Krankheit und Ende befördert und in welcher Weise? Und endlich dünkt mich noch von Belang, welchen Einfluß es auf des Dichters Schaffen, Charakter und Geistesentwicklung übte.

Wenn von dem Verhältnis Lenaus zur Frau seines Freundes die Rede, dann können sich die meisten Lebensbeschreiber des Rühmens nicht genug tun über die Reinheit und Lauterkeit dieses Bundes. Es ist noch das mindeste, wenn z. B. E. Castle, der jüngste Biograph, sich in der vornehmen

Wendung gefällt: »Max vertraute der keuschen Tugend seiner Gattin und dem ehrenhaften Sinne des Freundes.« Bestand dieses Vertrauen nun völlig zu Recht? Mich dünkt da nur eines ganz unumstößlich festzustehen, daß es zwischen beiden im Liebesverkehre zum Äußersten nicht gekommen ist. Dafür besitzen wir in den »Liebesklängen« untrügliches Zeugnis, besitzen wir weiters die dezidierte, feierliche Erklärung des Dichters gegen Martensen. Aber Kuß und Umarmung fehlten ihrem Zusammensein nicht, ja scheinen tägliche Übung gewesen. Sophie saß oft auf dem Schoße Lenaus, ward von ihm, wie aus einem Zettel hervorgeht, auch auf den Armen getragen und es bleibt eines jeden Phantasie überlassen, sich Stellen zu deuten, wie: »Hatte ich auch nicht alles, so hatte ich doch mehr, als ich je auf dieser Erde zu erringen gehofft«, oder ganz ähnlich ein halb Jahr darauf: »Wenn ich Dich auch nicht ganz haben durfte, so hatte ich doch mehr, als meine schönsten Träume für möglich hielten. Wie reich bist Du! Wieviel kannst Du geben, wenn Du noch so viel zurückbehältst!« Zu verschiedenen Zeiten hat Lenau endlich im Tag- und Nachttraum die Wonnen der Liebe voll ausgekostet, in allem geschwelgt und auch vor dem Äußersten und stets Verwehrten, vor »der eisernen Schranke« nicht Halt mehr gemacht. Immerhin ward in Wirklichkeit die letzte Gunst ihm nicht gewährt, die Ehe also, anatomisch genommen, noch nicht gebrochen. Nur dünken die üblichen großen Worte in solchen allzu menschlichen Dingen mich recht deplaciert.

Zumal wenn ich auf die Gründe eingehe, die in jenem Verhältnis das Äußerste hemmten. Am unkompliziertesten scheint mir das Verhalten des Gatten zu sein. Max Löwenthal war in jeder Beziehung eine hochanständige Mittelmäßigkeit, gar nirgends hervorragend, doch überall ehrenwert. Wohlhabend und feingebildet, unbefriedigt von seinem Amte, behaftet mit schöngeistigen Allüren, hatte er zeitlebens mit der unglücklichen Liebe zur Dichtkunst zu kämpfen. Aber blieb ihm auch selber der Lorbeer des Dichters ewig versagt, suchte er doch wenigstens Anschluß zu finden bei Poeten und Literaten, buhlte um ihre Freundschaft und zog

sie in sein gastfreundlich Haus, wo ihm eine geistvolle, hochgeliebte und von allen bewunderte Hausfrau waltete. So auch bei Lenau, der sich aber längere Zeit bitten ließ, das erstemal direkt refüsierte und erst ein Jahr nach geschlossener Bekanntschaft, als die Hypochondrie ihn gar zu sehr plagte, sich endlich zu dem Besuche verstand. Das ist ein Punkt, den der Dichter stets wieder zur Rechtfertigung seines Verhaltens herausstrich: Freund Max sei eigentlich selber schuld an seinem Verhältnis zu dessen Gattin, jener habe ihn selber ihr zugeführt. Max dachte wohl lange Zeit kaum daran, daß zwischen seiner Frau und dem bewunderten und verehrten Poeten sich mehr als Freundschaft entwickeln könnte. Als diese jedoch sich immer deutlicher zur Liebe emporwuchs, war er, wie ich einmal sehr wohlklingend las, »wieder Dichter genug, über gewisse Bedenklichkeiten hinwegzugehen«. Verborgen konnte dem klugen Kopf das auf die Länge freilich nicht bleiben und wäre er selbst verblendet gewesen, der just im österreichischen Vormärz so blühende Klatsch hätte früher oder später ihm die Augen geöffnet. Gleichwohl hat Max zwar gelegentlich noch seinem Unmut deutlichen Ausdruck gegeben, sehr zum Verdrusse des liebenden Dichters, im ganzen jedoch nicht nur dem Paare nichts in den Weg gelegt, sondern obendrein erlaubt, daß Lenau unter seinem Dache wohne. Wie konnte dies geschehen bei allem Vertrauen zu Gattin und Hausfreund, da unedle Motive doch ausgeschlossen waren? Die Lösung wollen wir später versuchen.

Bei einem jeden dreieckigen Verhältnis liegt die Entscheidung in der Hand der Frau. Es pflegt genau so viel zu geschehen, als diese will, sie weiß stets just so viel durchzusetzen und zu versagen, als ihr selber genehm ist. Die wichtigsten Quellen zum Seelenverständnis dieser intelligentesten deutschen Frau, ihre Briefe an Lenau, sind leider unwiderbringlich dahin. Nur einzelne Züge, von Castle neuerdings stark gemehrt, verstatten gelegentlich größeren Tiefblick. Vom 15. bis zum 17. Jahre hatte sie eine unglücklich endende Liebe. Zwei Jahre nach Abbruch besagter Liebschaft

erfolgte die Eheschließung mit Max. Es war durchaus keine Neigungsheirat, ja Sophie hatte jenen sogar schon einmal abgewiesen und erst, als er wieder kam, ihn erhört, dem Rat und Drängen der Eltern nachgebend. Dem Tagebuch aber vertraut sie an: »Das ist eben der Jammer des Lebens, daß so manche edle Menschen ihr Herz verschenken müssen an Mittelmäßige, weil gerade kein anderer da ist.« Trotz aller großen Vorzüge des Gatten ist sie in der Ehe ganz unbefriedigt. »Bei der Ehe, wie sie unter uns ist, finde ich vieles herb und roh. Fürs Leben! So etwas auf immer Festgestelltes für ein menschliches Verhältnis bei dem wandelbaren Wesen der menschlichen Natur und der Dinge! Dann das gemeinschaftliche Existieren in denselben Räumen — die Verpflichtung, Kinder zu erzeugen. Ich begreife nicht, wie die Mädchen nicht viel mehr Widerwillen gegen die Ehe haben, als die Männer.« Trotzdem nun Sophie, selbst einer kinderreichen Ehe entstammend, den Satz Jakobis unterschrieb: »Die Natur hat das Weib nur zu einer Leidenschaft, der für die Kinder, angewiesen; Mutterherz ist sein eigentliches, wahres Wesen«, trotzdem sie weiters in sechsjähriger Ehe dem Gatten drei herrliche Kinder geboren, setzte sie es nach dem letzten doch durch, daß der Mann fortab auf jeden weiteren Verkehr verzichtete. Das ist ein Punkt, der zu denken gibt. Die Sorge vor allzuviel Kindersegen kam bei ihrer Wohlhabenheit und dem Beispiel, das sie zu Hause gehabt, kaum in Betracht. Verzichtet jedoch ein junges Weib von 26 Jahren freiwillig auf allen legitimen Genuß, dann ist nur eine Erklärung möglich: es war für diesen, zumal beim wenig geliebten Mann, ganz unempfindlich. Und erwiesen wird dies durch eine Briefäußerung Sophiens zu Schurz, als Lenau eben wahnsinnig geworden: »Ein gesunder und starker Mann scheint ein Bedürfnis zu haben, welches einem Weibe unbekannt bleibt als solches.« Was aus der üblichen Verallgemeinerung in das Spezielle übertragen heißt: welches mir, der Sophie Löwenthal, ganz unbekannt geblieben ist. Und sie hat dem Geliebten das Äußerste gewehrt, nicht weil sie besonders tugendhaft war, sondern weil ihr dies kein Vergnügen machte.

Sonst aber mag sie dem Heißgeliebten alles erlaubt haben, was ihr nur selber Lustempfindung schuf. Einen Ehebruch jedoch um etwas zu begehen, das ihr selber gleichgültig, den vertrauenden Gatten zu betrügen, sich allem Klatsch, allen Folgen aussetzen ohne irgend einen Genuß für sich selbst, dafür war sie doch zu praktisch und klug. Und damit scheint mir auch eine befriedigende Aufklärung gegeben für Maxens unverbrüchliches Vertrauen. Er wußte einfach aus eigener Erfahrung, wie wenig Sophie beim Verkehre empfand, und daß er darum auch von seinem Freunde nichts zu fürchten habe. Auf ein zweites, nicht minder bedeutsames Motiv werde ich im späteren zurückzukommen haben.

Hier sei eine Zwischenbemerkung verstattet. Ich setze das Verhältnis nicht deshalb in all seinen Einzelheiten so unbarmherzig auseinander, um etwa einen Stein auf die Frau zu werfen. Nur wer sich von jeder Schuld frei fühlt, mag solches versuchen. Mich aber bedünkt, kein Weib kann mit absoluter Gewißheit sagen, ob es sich in gleichem Fall besser betrüge, zumal dem zehnjährigen Liebeswerben eines Lenau genüber. Man soll jedoch auf der anderen Seite auch nicht verheimlichen oder preisend entstellen, wo nur allzumenschliche Triebfedern wirkten. Es mag genügen, die Wahrheit zu suchen, wie immer sie ausfalle, ohne Rücksicht, ob jemandem Leid geschieht.

Sophie war also anästhetisch für den Geschlechtsakt, nicht aber für andere Sexualempfindungen. Die Unempfindlichkeit für den ersteren ist, wie wir jetzt wissen, bei Frauen, die schon einmal geboren haben, ein typisches Stigma der Hysterie. Für diese Krankheit fehlt es bei Sophie auch nicht an anderen markanten Symptomen. So schreibt sie mit 17 Jahren in ihr Tagebuch: »Mein physisches Leiden, ein beständiges Herzzittern, auch manchmal ein bedeutender Schmerz an dem Herzen, macht mich vollends zu jedem Genuß untauglich.« Auch später litt sie vielfach an Herzklopfen, ohne herzkrank zu sein, und klagte nach jeder Aufregung, zumal um des Geliebten willen, über verschiedene Beschwerden und ewige Kränklichkeit, was sie aber nicht

hinderte, ein Alter von beinahe 80 Jahren zu erreichen. Auch die unnennbare Scheu, ja Todesfurcht, welche sie ihr ganzes Leben hindurch vor dem Scheiden hatte, vermag ich nur als Hysterie zu deuten, wenn ich auch gern zugeben will, daß alle angeführten Beweise nur den Fachmann überzeugen. Man muß aber bedenken, daß wir von dem Seelenleben Sophiens und ihren verschiedenen Krankheitsäußerungen fast nichts anderes wissen, als was in den Briefen Lenaus reflektiert wird, und neuestens auch, was in ihrem Mädchentagebuch zu lesen.

Auch die Erziehung, welche sie im väterlichen Hause genoß, war ganz eigenartig und manches in ihrer späteren Entwicklung erst aufklärend. Von der Mutter hatte sie den praktischen, hausfraulichen Sinn und eine gewisse Herbheit und Strenge. Sehr bedeutend war der Einfluß des Vaters. Im Hause Kleyle ging es immer streng patriarchalisch zu und die Tochter gehorchte »dem mildesten, weisesten, billigsten Vater«, wie sie ihn einmal nennt, auch um so lieber, weil sie dem geistig hochstehenden Manne noch etwas mehr als bloße Kindesliebe verband. Der Hofrat hatte seine Kinder besonders sorgfältig erzogen. Zwei-, dreimal die Woche versammelte er sie, was damals in Wien als etwas Absonderliches besprochen wurde, um ihnen Vorträge aus Naturkunde und Geschichte zu halten, wobei Sophie stets seine aufmerksamste Zuhörerin war. Auf diese väterlichen Vorträge geht wohl deren spätere Sehnsucht nach Verkehr mit bedeutenden Männern zurück, welche schon die Siebzehnjährige ausspricht.

»Bewundern ist und Liebe eins beim Weib!« heißt's in »Uriel Acosta«. Wen aber bewundert das kleine Kind wohl mehr als seinen Vater oder höchstens noch die Mutter? Tatsächlich hat uns die psychologische Erfahrung gelehrt, daß die in Wirklichkeit erste Liebe, welche schon ganz deutlich die Züge sinnlicher Beteiligung trägt, den ersten Kinderjahren angehört und daß ihre Objekte keine anderen sind, als die eigenen Eltern, in zweiter Linie die eignen Geschwister. Jede spätere sogenannte erste Liebe ist nur Wieder-

holung, nur Neuauflagerung jener erstempfundenen. Auch bei Sophie ist trotz aller Dürftigkeit unserer Quellen dies gut nachweisbar. Wie Hofrat Kleyle, sind beide Männer, welche sie liebte, Ludwig Köchel und Nikolaus Lenau, bedeutende Persönlichkeiten, die beide vielfach ihre Lehrer waren, und ihr Vorträge hielten ähnlich dem Vater. Auch Sophiens Vorliebe für Blumenzeichnen, mit welcher sie später Lenau entzückte, ist zwar nicht vom Vater abzuleiten, wohl aber von Köchel, der ein bedeutender Botaniker war und dem zuliebe sie es getrieben.

Ich will jenen Satz von den Erstgeliebten, der manchen vorerst vielleicht überrascht, noch ein wenig beleuchten. Wer unbefangen beobachten kann, wird die polare Anziehung der Geschlechter, des Mannes für das Weib, des Weibes für den Mann auch in dem Verhältnis der Eltern zu den Kindern unschwer erschauen. »Ein natürlicher Zug«, sagt Freud in seiner »Traumdeutung«, »sorgt dafür, daß der Mann die kleinen Töchter verzärtelt, die Frau den Söhnen die Stange hält, während beide, wo der Zauber des Geschlechtes ihr Urteil nicht verstört, mit Strenge für die Erziehung der Kleinen wirken. Das Kind bemerkt die Bevorzugung sehr wohl und lehnt sich gegen den Teil des Elternpaares auf, der sich ihr widersetzt. Liebe bei den Erwachsenen zu finden, ist ihm nicht nur die Befriedigung eines besonderen Bedürfnisses, sondern bedeutet auch, daß in allen anderen Stücken seinem Willen nachgegeben wird. So folgt es dem eigenen sexuellen Triebe und erneuert gleichzeitig die von den Eltern ausgehende Anregung, wenn es Wahl zwischen den Eltern im gleichen Sinne wie diese trifft.«

Die keimende Neigung jeglichen Kindes, hinter der sich weit mehr Sexualität verbirgt, als die meisten nur ahnen, geht also immer auf den andersgeschlechtlichen Elternteil. Die erste Liebe des kleinen Mädchens gehört dem Vater, die frühesten infantilen Begierden eines jeden Knaben der eigenen Mutter, wobei noch ausdrücklich anzumerken ist, daß diese gegenseitige Erotik beiden Befallenen stets unbewußt bleibt und hinter der harmlosen Eltern- sowie Kindesliebe gut versteckt wird. Man hat sich oft darüber verwundert, daß, wenn eine

Ehe aus reiner Neigung geschlossen wurde, ohne äußere Rücksichten, die beiden Gatten einander von vornherein ähnlich sehen, nicht etwa erst nach langjähriger Ehe. Nach dem Vorstehenden ist dies wohl begreiflich. Denn wählt der Jüngling tatsächlich aus Liebe, so sucht er eine Braut nach dem Vorbilde der erstgeliebten Mutter, mit der er naturgemäß Ähnlichkeit besitzt, und das Nämliche gilt natürlich vom Mädchen.

Man muß sich hüten, wenn ich von Liebe des Kindes zu seinem Vater spreche, dabei an bewußte Sexualität im Sinne späterer Jahre zu denken. Zwischen Hofrat Kleyle und Sophie z. B. lag sicherlich gar nichts anderes vor als die gewöhnlichen Zärtlichkeiten, so die meisten Väter ihren Kindern widmen, ohne jegliches Arg. Er küßte und umarmte sie, nahm die Kleine auf den Schoß, trug sie auf den Armen und ähnliche Dinge — genau wie es später ihr Lenau auch tat. In dem Kinde jedoch, das man noch heute unglaublicherweise für asexuell hält, dieweil ihm Fortpflanzung unmöglich ist, erwachen da stets erotische Gefühle, welche für sein späteres Liebesleben entscheidend werden. Denn lieben lernt der Jüngling von seiner Mutter, das Mädchen vom Vater. Das ist die Erklärung für das Verhältnis Lenaus zu Sophie. Sie gewährte ihm alles, was ihr in der Kindheit der Vater gewährte, und versagte das letzte aus gleichem Grunde, zumal sie dafür unempfindlich blieb. »Freudig kämpfen und entsagen« hieß ihre Devise, der sich Lenau, wenn auch nicht gern, unterwarf. Sophiens Natur aber war jenes Wort ein durchaus gemäßes. Denn physische Entsagung galt dieser anästhetischen Frau durchaus nicht als Opfer, und Freude erfüllte sie bei jenem Kampfe, weil sie auch dem neuen Liebhaber nicht mehr gewährte als ihrem erstgeliebten Vater. Zurückgestoßen aber hat sie auch den heftigst Verlangenden nie, obwohl es in ihrer Macht gestanden. Denn fast ebenso stark wie die Furcht, sie durch den Tod zu verlieren, war in Lenau die Angst, an ihrer Achtung einzubüßen. Stak doch dahinter der Respekt vor seiner eigenen Mutter mit aller späteren Über tragung auf Sophie. Aber wenn er auch noch so ungestüm

begehrte, entzog sich ihm die letztere wohl, doch ohne durch eine Silbe zu verraten, daß sie ernstlich verletzt sei oder ihn gar darum geringer achte. Wie sollte sie denn auch, da Lenau eigentlich bloß erfüllte, was sie zumindest in der Pubertät vom Vater ersehnte. Nur hatte sie, da die Dämme der Moral schon errichtet waren, diese stark verpönten, unheiligen Wünsche sofort unterdrückt, in ihren tiefsten Herzensschrein geborgen. Aus meinen psychoanalytischen Erfahrungen bei sexuell anästhetischen Frauen kann ich ergänzen, daß sich da ausnahmslos als Grund der geschlechtlichen Fühllosigkeit inzestuöse Gedanken auf den Vater herausstellten, die zumal in der Pubertät erwachten und dann sofort die schärfste Unterdrückung erfuhren, d. h. vollständig vergessen wurden. Diese Frauen bleiben ein ganzes Leben lang anästhetisch, weil der Erst- und immer noch Heißgeliebte körperlich nicht begehrt werden durfte. Für das Verhältnis Lenaus zu Sophie jedoch gilt, wie ich nochmals wiederholen will: sie hat es genau so weit geführt und sich just so viel abringen lassen, als ihr selber erwünscht war.

Zweimal ließ sie den Vater in ihr Leben eingreifen und beide Male bezeichnenderweise um eines ungetreuen Liebhabers willen. So als sie, Kleyles Aufforderung folgend, sich von Köchel lossagte. Die nötige Kraft ward ihr dazu, weil sie eigentlich damit nur den zweiten Liebhaber jenem ersten opferte, ein Grund, der ihre von manchem bewunderte Starkmütigkeit vollauf erklärt. Der andere Fall lag schon viel ernster. Im Jahre 1839 hatte Lenau sich nämlich kopfüber in die Liebe zur Unger gestürzt, so daß er Sophie zu entgleiten drohte. Da wird sie nach ihres Mannes Schilderung »von physischen Leiden ergriffen, welche speziell auf die Psyche deprimierend wirken und von dieser gegenseitig wieder empfindlich influenziert werden«. Wir dürfen wohl ruhig darin hysterische Symptome erblicken. In einer ihrer krankhaften Stimmungen nun schrieb sie der Familie einen Brief, »in dem mit aller ihr eigenen Genialität der Darstellung eine tiefe Melancholie ausgeprägt war«. Der besorgte

Vater, schon längst gleich Max von dem schädlichen Einflusse überzeugt, den Lenaus finstere Lebensanschauung auf die Tochter übe, schrieb dieser einen Brief zurück mit deutlichen Anspielungen auf den Dichter, ja verschiedenen Kraftausdrücken über diesen. Und was tat nun Sophie? Sie war nach den Worten ihres Gatten »unklug, aber ehrlich genug, den Brief an seine indirekte Adresse gelangen zu lassen«, was natürlich zum Bruch zwischen Vater und Liebhaber führen mußte. Vom Standpunkte ihres hysterischen Empfindens war dies aber durchaus logisch gehandelt. Sie ruft zunächst im Vater den ersten Liebhaber zu Hilfe und weiß durch die Schilderung ihres tiefen Leidens seine alte väterliche Sorge und Liebe neu anzufachen. Dann aber zeigt sie dem ungetreuen Zweiten, wie schwer sie um seinetwillen leide. Und da habe er vollends gar das Herz, sie wegen einer anderen zu verlassen. Wenn sie endlich dem Vater noch einen geliebten Freund entzieht, so erfüllt sie obendrein alte kindliche Rachepläne, die auch der heißesten Liebe nicht fehlen, worüber ich später noch handeln werde.

In dieser Liebe zum Vater wurzelte dann endlich auch noch ihre Frömmigkeit, wie ja der religiöse Zusammenhang von Religion und Liebe darin ganz allgemein seinen Grund hat. Dem Kinde wird ja sehr früh schon gelehrt, daß Gott im Himmel der Vater aller Menschen sei, daher, wie das Kind natürlich fortsetzt, dann auch der seine. Es wird also direkt darauf geführt, den leiblichen Vater mit dem überirdischen zu identifizieren. Mit 15 Jahren, wie selbstverständlich auch schon in der Kindheit, wirft Sophie nach dem Tagebuche all ihre Sorgen und Schmerzen auf den Herrn, der für alle seine Geschöpfe sorgt — wie Hofrat Kleyle für seine Kinder. Auf der Höhe ihres Liebesempfindens, da sie alles sich liebend zugeneigt wähnt, bricht sie zum Schluß in die Worte aus: »Die ganze Natur lächelte mich verklärt an, jeder Grashalm, jedes Sandkorn rief mir zu: Gott ist die Liebe, Gott ist die Gnade und die höchste Weisheit, er ist dein Vater!« Und ähnlich dann drei Wochen später am Schluß einer längeren Schwärmerei: »Er ruft mir durch den

Stern, durch die Blume, durch den Sturm, durch den Tautropfen zu: Ich bin dein Vater, du bist mein Kind!« Den verlangenden Dichter hat sie stets wieder auf ein Jenseits vertröstet. Auch dieses Vorgehen findet im kindlichen Denken Erklärung. Denn im Himmel gibt es keine Sünde, ist jede Erotik unbeschränkt gestattet, die hier auf Erden verpönt gewesen. Und als die 17jährige Sophie den Bruch mit Köchel herankommen sieht, entlädt sich der Kummer und die Qual ihrer Seele in einer Tagebuchschwärmerei: »O Gott! Das Leben ist ja nicht das einzige, was wir haben, wir haben ja noch eine Zukunft nach dem Tode, noch eine. Dort, wo jedes unedle Gefühl schweigt, dort, wo reine Liebe für alle Erschaffenen unser Herz durchdringt, dort werden wir uns gewiß begegnen, frei von der irdischen Hülle, frei von den irdischen Gebrechen und gereinigt, beglückt, beseligt an deinem Thron knien, du Alliebender, vereinigt auf ewig!«

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, was Sophiens Verhalten entscheidend bestimmt. Sie war infolge ihrer Hysterie für den Geschlechtsakt anästhetisch, nicht aber für andere Sexualempfindungen. Darum hat sie dem Geliebten alles gewährt, was ihr selber genüßlich, sich aber dauernd dort versagt, wo für sie selber keine Lust zu holen. In der Liebe zu Köchel wie zu Lenau lebt die Liebe zum Vater wieder auf, genau wie bei ihrer Gottfrömmigkeit. Des Dichters Vertröstung auf ein Jenseits endlich ist gleichfalls dem kindlichen Fühlen entsprungen und hat in der Liebschaft mit Köchel ihr Vorbild.

## II.

Wie Sophie zeitlebens unter dem Einflusse stand, den der Vater auf sie als Kind ausübte, so Lenau ähnlich unter jenem der Mutter. Drum sei vorerst hier zusammengestellt, was wir von dieser letzteren wissen. Selbst ihrem im Fühlen gewiß nicht allzu maßhaltenden Sohne erschien die Mutter als »eine überaus leidenschaftliche Frau«. Da sie zum erstenmal gesegneten Leibes war, ohne noch den Trauring am Finger

zu haben, drohte sie wiederholt, sich das Leben zu nehmen samt ihrem noch ungeborenen Kinde, wenn sie Mutter würde, eh' sie Gattin geworden. Und es duldet nach allem, was wir von ihr wissen, kaum einen Zweifel und ward offenbar vom ewig schwankenden Vater unseres Dichters sowie dessen Angehörigen auch gar nicht bezweifelt, daß sie nötigenfalls Ernst machen würde. Als später sodann ihr Gatte verstarb, da stellte sie sich vor den Augen ihres fünfjährigen Knaben auf eine in den Keller führende Falltür, zerraufte ihr Haar und stampfte mit den Füßen, damit die Tür einbreche und sie sich zu Tode stürze. In beiden Zügen tritt somit die Idee des gemeinsamen Sterbens mit dem Meistgeliebten uns deutlich entgegen, wie später in dem Leben des Dichters. Auch in der Liebe zu diesem war sie höchst leidenschaftlich. »Ich könnte mich für dich schinden lassen«, erklärte sie einmal ihrem Sohne. »Es gibt keine Marter, die ich um deinetwillen nicht ertrüge.« Offenbar hat sie in ihrem Sohne alle Vorzüge seines Vaters geliebt ohne dessen Schwächen und diese Liebe verstärken lassen durch jene Erotik, die der Mutterliebe stets eigen ist. Auch daß seine Geburt ihr bald das Leben gekostet hätte, trug sicher dazu bei, ihn vom ersten Augenblicke seines Daseins ihr zum Allerliebsten auf Erden zu machen.

Was sie mit ihrem Sohne trieb, das war schon die reinste Abgötterei. Wie eine Zwangsidee lastete der Gedanke auf ihr, der Sohn könnte ihr plötzlich genommen werden, oder, wenn er eine kurze Zeit nicht schrieb, ihm wäre ein Unglück zugestoßen. Auch hier wieder deutlich direkte Übertragung vom geliebten Vater, den dessen Familie ihr noch vor der Ehe in wiederholten Versuchen entreißen wollte, welchem obendrein stets von seinem Zehrfieber Lebensgefahr drohte, auf den ebenso heiß geliebten Sohn. Mehr als einmal ließ sie den zweiten Mann, ja selbst ihre Kinder ohne weiteres im Stiche, nur um dem Nesthäkchen nachzureisen. So maßlos war sie in dieses verliebt. Und wie verwöhnte sie es erst zu Hause! Mochte Schmalhans noch so sehr Küchenmeister sein, der verzogene Liebling mußte sein besonderes Essen

haben, das die Mutter ihm obendrein früh ans Bett brachte, wie später auch seine Schwester Therese. Dem Söhnchen genüber war die Mutter stets blanke Nachgiebigkeit. »Wie du willst, lieber Nik,« hieß es da immer, »wie du willst.« Sein Unglück war, bemerkt ganz richtig sein späterer Schwager Schurz, daß er keinen Vater hatte, nur eine zu liebevolle, zu schwache Mutter, die ihn sichtbar vor allen Geschwistern bevorzugte.

Mit dieser augenfälligen Bevorzugung aber hat sie den Keim des Größenwahns in den Knaben gelegt, ja, indem sie erzählte, er stamme durch sie vom Ungarkönig Bela ab, von dem sie sogar eine Pistole bewahrte, jene kindlich-physiologische Megalomanie noch erheblich gesteigert. Im späteren Wahnsinn, doch auch schon in seinen gesunden Tagen traten Größenideen ganz unverkennbar und deutlich zu Tage, die kindlichen Wünsche und Phantasien verratend. So bemerkte er einmal zu Schwester Therese, er verdiente in Samt und Seide zu gehen, das wäre ihm nichts als gebührlich, wogegen aber gerade mancher erbärmliche Lump alles in Überfluß genieße. Es ginge vielleicht noch als begreifliche, fast physiologische Eitelkeit hin, daß er, der einfache »Edle von«, sich in Stuttgart nicht bloß den »Herrn Baron« gefallen ließ, sondern ihn nachgerade direkt verlangte. Auch verließ ihn das Bewußtsein nie, ein ungarischer Edelmann zu sein, dem vornehme, ja verschwenderische Lebensführung geradezu Gebot sei, was freilich mit seinen kärglichen Mitteln grell kontrastierte und nur willkommene Ausflucht bot, sich unangenehme Forderungen seiner Umgebung vom Leibe zu halten. Schon fast ans Pathologische streifend ist eine von Frankl erzählte Episode, die freilich wieder auf infantile Phantasien zurückgeht. Er sträubte sich nämlich, für eine Fahrt nach Lainz den allgemeinen Omnibus zu benützen. »Mich freut es nicht mit so vielen zusammen,« begründete er seine Weigerung. »Es ist doch ein schöner Genuß, mit vier prächtigen Hengsten vorgespannt durchs Leben fahren zu können.« Nun fing er mit einem Fiaker zu unterhandeln an, ob er nicht von seinem Kollegen ein Paar Pferde borgen

und zu den seinen spannen wolle. Der Fiaker meinte: »Euer Gnaden, da fangeten ja d'Schusterbuben a Rebellion an!« — »Er hat recht!« sagte Niembsch und zog Frankl herzlich lachend fort; »aber im Omnibus fahre ich nicht. Man muß dem Volke zeigen, daß man lieber zu Fuß allein geht!« Endlich wird der Kindertraum noch im Wahnsinn lebendig, wenn er als König von Ungarn ein feuriges, in einer Reihe dahinbrausendes Viergespann lenkt, wie Apollo die Sonnenrosse, und eine halbe Stunde in der Zelle um sein Bett herumjagt, nur stets darauf bedacht, daß alle 16 schallenden Hufe ganz gleichzeitig niederfallen und dröhnen.

Nichts vertrug er so schlecht als eine auch nur nur vermeintliche Geringachtung und Verletzung seines Stolzes. Selbst Männer, die er bewundern oder gar lieben mußte, wie Uhland, Graf Württemberg und Anastasius Grün, hatten dies wiederholt zu erfahren Gelegenheit. Ja, sogar Sophie Löwenthal schrieb er einmal: »Es erweckt mir immer eine peinliche Empfindung, wenn ich auch nur im Scherz meinen Charakter gegen Dich verteidigen soll. Demütige mich nicht, auch nicht scherzend! Das ist eine Verletzung, die immer Blut gibt, wenn man sie noch so leise ritzt.« Launen und Grillen duldete er einzig nur an sich selbst, bei jedem anderen machten sie seiner Liebe unweigerlich ein Ende. Nie verzieh er ein einziges rauhes Wort, auch wenn es einer zornigen Aufwallung entsprungen, nie gar einen Vorwurf, auch wenn man sofort um Entschuldigung bat. Denn die Mutter hatte ihm niemals im Leben Vorwürfe gemacht, ihm nie ein Rauhwort zu hören gegeben, ja selbst als sie sich in Todesschmerzen wand, jede Leidensäußerung alsbald unterdrückt, sowie der Sohn in ihr Zimmer trat. Und sie hat mit ihrer unendlich opferfähigen Liebe nur eins erzielt, daß nach Schurzens Wort ihr verzogenes Hätschelkind »ich- und herrschsüchtig, eigen- und eisenwillig wurde und blieb und griesgrämig ward, wenn ihm einmal das launenhafte Schicksal nicht immer sogleich, wie die gefügige Mutter, nach vollem Wunsch und Willen tat«.

Die Behandlung im Elternhause hatte ihn außerordentlich bequem gemacht. War er doch gewohnt, daß ihm schon als

Kind alles förmlich entgegengetragen wurde, für seine leiblichen und geistigen Bedürfnisse immer gesorgt ward, ohne daß er je zu verlangen brauchte. Nie hat er sich darum im späteren Leben viel bemühen mögen, selbst nicht, wo besondere Ziele winkten. Und doch war der Stolz des Edelmannes, welcher seine Unabhängigkeit nicht aufgeben könne, bestenfalls Mitgrund, wenn er z. B. um die Professur der Ästhetik im Theresianum nicht kompetierte. Wie Schwager Schurz ganz richtig erkannte, hätte er die Stelle gern akzeptiert, nur hätte man sie ihm anbieten sollen, statt daß er sich selber um sie bewerben mußte. Er hätte aus Gnade annehmen können, zu Bitten und Wegen verstand er sich nicht. Das hatte er bei Muttern nie nötig gehabt.

Auch wenn er eine Frau recht innig lieben, ja, selbst nur, wenn er sich behaglich und wohl in ihrem Kreise fühlen sollte, mußte er es haben wie im Elternhause. Vor allem unbestrittene Zentralsonne sein, um die sich jegliches drehte, der sich alles unterwarf, welche etwa Trabanten und Nebengestirne noch haben durfte, doch beileibe nie eine zweite Sonne. Am liebsten sollte es Wettstreit geben um seine Liebe oder blanke Eifersucht. Es mußte zum zweiten die ganze Umgebung nur auf sein physisches und geistiges Wohlbefinden ewig bedacht sein, ihm alle Wünsche vom Auge ablesen. Und er mußte endlich dieselbe Bequemlichkeit und Behaglichkeit haben wie als Knabe und Jüngling, gehen und kommen, reden und schweigen, Geige spielen und dahinbrüten können, ganz wie er es wollte. Wenn man dann obendrein Opfer zu bringen gern bereit war oder dies durch die Tat schon bewiesen hatte, konnte er sich wirklich wie »zu Hause« fühlen.

Man kann dies deutlich an jenen drei Familien nachweisen, wo Lenau in Wahrheit sich heimisch fühlte. Da war vor allem Schwester Therese, die an ihrem Bruder weit inniger hing als an dem Gatten und all ihren Kindern, genau wie sie es bei ihrer eigenen Mutter gesehen. Kam sie doch einmal dem Manne geradezu mit dem Ansinnen, seine Stellung aufzugeben, alles zu Geld zu machen und mit Kind und Kegel

dem Bruder nachzureisen in den amerikanischen Urwald, wieder ähnlich, wie es die Mutter getan. Auch sonst in ihrer ewigen Bekümmerlichkeit um des Bruders Wohl, in der Sorge um seine Zukunft, in der Furcht, ihn nicht wiederzusehen, wenn er verreiste, war sie durchaus das Ebenbild dieser letzteren.[1]) Fast Mutterliebe und sorgsamste Beachtung seiner kleinsten Wünsche und Eigenheiten fand Lenau sodann bei Emilie Reinbeck. »Sie ist nebst meiner Therese mir das liebste Weib!« schrieb er kurz vor seiner Amerikareise. Und als er sie nach seiner Rückkehr besucht hatte: »Meine liebe Emilie hat mich gepflegt, als wäre sie meine Resi.« Endlich tritt, als sie schwer krank danieder liegt, ihre Identifikation nicht bloß mit der Schwester, sondern auch mit der Mutter ganz deutlich zu Tage. An Schurz schrieb er nämlich: »Ich liebe die Frau unaussprechlich, mir ist sehr weh ums Herz. Man besorgt die Wassersucht. O Bruder, kenntest Du dieses göttliche Weib, Du würdest weinen wie ein Kind bei dieser Nachricht . . . Die Natur ist furchtbar. Was Abgründe, was Meerestoben! Das ist nichts; aber Totenbetten Heißgeliebter sind etwas, sind das Furchtbarste. Wenn ich nur an keins mehr treten müßte; ich möchte ja lieber gleich selber sterben.« Endlich fand er, was später im Detail noch ausgeführt werden soll, eine grenzenlose Verehrung und Liebe bei Sophie Löwenthal. »Die ganze Familie«, erzählt uns Bauernfeld, »war gewohnt, den Dichter als den eigentlichen Mittelpunkt ihres geselligen und gemütlichen Seins zu betrachten und danach zu behandeln, ihm auch alle äußere Behaglichkeit und Bequemlichkeit zu verschaffen, jede seiner Launen nicht nur zu befriedigen, sondern sie zu erraten und ihnen zuvorzukommen.«

Im Gegensatze zu dieser aufopfernden, mutterähnlichen Liebe sah er beim Weibe Gustav Schwabs und in

[1]) Es ist recht häufig, daß, wenn ein Kind von Vater oder Mutter besonders geliebt und bevorzugt wird, dies dessen Geschwister ganz ebenso übernehmen und fortsetzen. Die Erklärung an dieser Stelle zu geben, führte zu weit. Ursache ist in letzter Linie die Liebe der verziehenden Geschwister zu dem verziehenden Elternteil, die dann übertragen wird auf dessen Liebling.

Kerners Haus sein Ideal nie ganz erfüllt. Im Anfang schien's freilich, als könnte auch die Schwabin ihm die langersehnte zweite Mutter werden, und da er einst schied, erfaßte ihn eine »unendliche Traurigkeit, als wäre er aus dem Paradiese — dem durch seine Schuld verwirkten — gestoßen auf ewig«. Doch als jene später beinahe gewaltsam seine Ehe mit ihrer Nichte betrieb, war der Riß gleich fertig. Seine Mutter hätte ihn niemals im Leben zu heiraten gedrängt. Auch bei Justinus Kerner ward er trotz anfänglich heißer Liebe kein dauernder Gast. Denn abgesehen davon, daß Rikele stets für ihre Tischtücher bangte, die Lenau mit der Gabel zerstach — der Sinn dieses Tuns soll später seine Erklärung finden — wurde Kerner selbst trotz seines Freundschaftsgenies ihm mählich herzfremder. Denn dessen »Allerweltskerlerei« und seinen »Hunger nach Notabilitäten« vertrug unser Dichter schlechterdings nicht. Wer einen Lenau bei sich beherbergte, durfte keine anderen Götter haben oder vollends gar suchen.

Ehe ich die feineren erotischen Beziehungen und andere Kindheitseindrücke berühre, seien noch ein paar Einzelzüge erwähnt, die klar und durchsichtig auf die Mutter hinweisen. Wir wissen, diese kannte kein höheres Glück, als wenn sie selbst in ihrer Bettelarmut dem Sohn etwas Gutes vorsetzen konnte, und wär's auch nur ein Milchreis gewesen. Ein gutes Essen hat darum Lenau allzeit von jeder Hausfrau verlangt, bei der er sich heimisch und wohl fühlen sollte, ja, in seinem »Faust« ist der Satz zu lesen:

»Der Frauen Herz, voll rätselhaften Zügen,
Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.«

Wenn Lenau nicht gern das Licht vor dem Einschlafen auslöschen mochte, vielmehr es liebte, sich bei noch brennender Kerze vom Schlummer allmählich beschleichen zu lassen, so wirkte die liebende Sorgsamkeit der Mutter da ebenso nach, als wenn er auf seinen Reisen weit mehr an Büchern, an Schirmen, Stöcken und zahllosen Kleinigkeiten mitnahm, als er je nötig haben konnte.

Von der Mutter wissen wir, daß sie das Kunststück zuwege brachte, in einem elenden ungarischen Dorf im Hochsommer drei Wochen nicht an die Luft zu gehen, trotzdem sie selbst fühlte, dadurch ihre Gesundheit einzubüßen. Die damals mit dem ersten Kinde schwanger Gehende schreibt dem fernen Geliebten am 3. Juli: »Das Zimmer ist klein, wo ich samt der ganzen Bauernfamilie wohne, kein Fenster zu eröffnen, und noch dabei ist heute schon das dritte Mal, daß man einheizt, um Brot zu backen; ich muß halb verschmachten im Zimmer, oder ich muß mich vor der Tür in der Sonne braten.« Und später dem 18jährigen Sohn, der bei den Großeltern weilt: »Wie geht es Dir mit der schrecklichen Bewegung, die Du täglich zu machen hast. Ich sehe jede üble Witterung mit Wehmut.« Durch ihr Beispiel und ängstliche Behutsamkeit brachte sie es dahin, daß Lenau später in Wien wie in Stuttgart ein weiches Stubenleben führte, sich bei Reinbecks z. B. nur gelegentlich abends ein wenig im Schatten des Hausgartens erging. »Im Tal, in der Ebene ist ihm jeder Schritt zuviel,« sagte jemand von ihm. »Nicht auf den kleinsten Hügel mag er steigen. In den Alpen aber ist er rüstig und aufgelegt zum Klettern wie ein Gemsenjäger,« aus Gründen, die ich später erklären werde. Und mit Recht nennt Sophie unter den begünstigenden Ursachen des Wahnsinns: »Er hat seinen Körper jahrelang mißhandelt, ist nie spazieren gegangen, hat nie gebadet, ja sogar im Winter streng verboten, seine vom Tabakqualm verpesteten Zimmer zu lüften.« Mit zunehmendem Alter ward er stets bequemer und gehunlustiger, so daß er z. B. einmal bloß deshalb in die Stadt hineinzog, um sein geliebtes »Silbernes Kaffeehaus« ganz nahe zu haben.

In jedem Kinderleben gibt's Wünsche und Forderungen, die selbst die zärtlichste Mutterliebe nicht erfüllen kann oder gewähren darf, worauf bei unserem Knaben alsdann maßlosester Zorn sich als schweres Belastungsstigma regte. Auch später geriet der Dichter oft und selbst bei unbegreiflich kleinen Anlässen in Berserkerwut. Gustav Schwab nannte dies »die wilde Husarenlaune in ihm«. Dahinter steckt offen-

bar der Zorn des Kindes, dem die Mutter Unmögliches weigern mußte. Auch als Kertbeny den Dichter im Jahre 1842 sah, fiel ihm der trotzige Kindskopf auf, der gegen die braunen, sehr freundlichen Augen sehr kontrastierte. Endlich war der Widerstand, welchen Lenau des Lebens Widerwärtigkeiten entgegensetzte, nach seinem eigenem Wort nicht der eines ruhigen Weisen, sondern hatte im Gegenteil viel Trotziges an sich, was einmal in seinem Temperament gelegen. Ganz unverkennbar kindliches Gepräge mit gut versteckten erotischen Wünschen zeigt schließlich auch noch eine Episode an Nikis 20. Geburtstag. Als da der Jubilar nach wohl zu reichlichen geistigen Genüssen die Stiege zu seiner Wohnung emporklomm, setzte er sich plötzlich auf dem Treppenabsatz nieder und wollte durchaus nicht weiter. Alles Bitten, Flehen und Beschwören der Verwandten fruchtete nichts. Es mußte wenigstens ein halbes Dutzend meist baumstarker Jünglinge kräftigst zugreifen, um mit äußerster Anstrengung den wie wütend um sich Schlagenden hinauf- und in sein Bett zu schleppen, worauf dieser noch am nächsten Tage ganz heiser war und mehrere Tage mit einer »nicht unbedenklichen« Halsentzündung das Bett hüten mußte. Hier lag wohl der Kinderwunsch zu Grunde, von der Mutter auf den Armen hinaufgetragen zu werden, die das durch die Alkohollibationen freigemachte Unbewußte zu erzwingen versuchte und das Mißglücken mit Heiserkeit strafte und einer »gefährlichen« Halsentzündung, wohl zweifellos nach dem Muster der Kindheit. Ein ähnlicher Versuch erfolgte dann 22 Jahre später, als das Unbewußte im ausbrechenden Wahnsinn sich abermals durchzusetzen vermochte, der unglückliche Dichter sich auf offener Straße hinstrecken wollte und schwer, nur durch Freundeszuspruch, zum Weitergehen bewogen werden konnte.

Aus allem Vorstehenden erhellt ganz deutlich, daß der Mutter Er- oder besser Verziehung Lenau überaus mächtig beeinflußte, im großen wie im kleinen, in der Jugend wie noch mehr im zunehmenden Alter, in Charakterentwicklung wie in leiblicher Gesundheit, und daß jene endlich sogar

seinem Wahnsinn oft Richtung gab. Drum konnte der 19jährige Lenau ihr mit vollem Recht schreiben: »Ich erinnere mich eben, daß Du in mehreren Briefen klagtest, Deine Mutterrechte verloren zu haben. Nun frage ich aber, ob es der Mütter viele gibt, die das Leben des Sohnes in ihren Händen haben wie Du? Oder ob es eine höhere Muttergewalt gibt als diese? Sei zufrieden, Du hast mehr als viele, sehr viele andere Mütter!«

Und noch eins will ich gleich hier berühren, das später ausnahmslos nachzuweisen ist; Ein jedes Weib, das der Dichter lieben und begehren sollte, mußte ihn an seine Mutter erinnern. Sie ist das ewig unsterbliche Vorbild für eine jede folgende Geliebte. Nur welche es traf, ihr ähnlich zu sein oder ähnlich zu werden, vermochte den Dichter dauernd zu fesseln. Liebte er in allen Verkleidungen doch bloß eine einzige, seine Mutter!

## III.

Bisher war nur von dem mächtigen Einfluß der Mutter die Rede. Wo aber blieb denn der Vater des Dichters und war dessen Einwirkung vollkommen nichtig? Es ist bezeichnend, daß Lenau von diesem, den er doch mehr als fünf Jahre kannte — die wichtigsten bedeutsamsten Kinderjahre — nur eine einzige Erinnerung bewahrte, u. zw. an eine kräftige — Maulschelle. Eine solche hatte der lebhafte Knabe nämlich erhalten, als er es wieder einmal gar zu arg trieb und der totkranke Vater wiederholt vergebens Ruhe geheischt hatte. »Noch als Mann sah Lenau die hohe, hagere, weiße Gestalt dieses furchtbaren Augenblickes mit erhobener Hand vor sich stehen, fast so oft, als er seines Vaters gedachte,« erzählt uns Schurz. Und er bewahrte jenem eigentlich stets eine böse Erinnerung, sprach auch zur Schwabin einige Male mit Entrüstung von ihm in Beziehung auf seine Mutter. Diese zähe Rachsucht gibt zu denken. Hat doch wohl jeder, der in seiner Kindheit einen Vater gehabt, von diesem gelegentlich für allzu ungezogenes Betragen eine Maulschelle er-

halten. Drum wird ihm doch keiner zeitlebens ein böses Andenken wahren. Wo dies aber geschieht, wie im Falle Lenau, muß etwas anderes dahinter sich bergen, das eine ewige Verstärkung setzt.

Was aber soll dies gewesen sein? Hier muß ich noch einmal auf die Mutter rekurrieren und ihr Verhältnis zum vergötterten Sohn. Sind beider Beziehungen mit den Worten »Mutter- und Kindesliebe« vollständig erschöpft? Ich glaube mit nichten. Es soll hier gar nicht die Frage angeschnitten werden, welcher Anteil an der Mutterliebe ganz direkt auf Rechnung sinnlicher Regungen zu setzen ist. In Lenau jedoch war die Mutter zweifellos direkt verliebt. Denn wo man um eines Kindes willen alle anderen zu opfern allzeit bereit ist, samt dem eigenen Manne, wo man für jenes ohne weiteres die Existenz aufs Spiel setzt, nicht bloß die eigene, sondern die der ganzen übrigen Familie, den Gatten und Arzt zum Aufgeben seiner Praxis zwingt, nur um dem Sohne näher zu sein, da reicht die landläufige Mutterliebe zur Erklärung nicht aus. Eine solche empfand sie tatsächlich für die anderen Kinder, die dies auch dankbar anerkannten. Ihr Verhalten gegen ihren Nik jedoch diktiert die Verliebtheit. Nur die große, vielbesungene Liebe ist solcher Dinge fähig. Doch auch umgekehrt fühlte der Dichter ohne Frage weit mehr als Kindesliebe, was später an einer Reihe von Zügen bis zur Evidenz erhärtet werden soll. Hier will ich nur sagen, daß dieser Zug keineswegs ungewöhnlich ist. In seiner »Traumdeutung« erzählt Professor Freud nachfolgende Beobachtungen: »Ein achtjähriges Mädchen meiner Bekanntschaft benützt die Gelegenheit, wenn die Mutter vom Tische abberufen wird, um sich als Nachfolgerin zu proklamieren. ‚Jetzt will ich die Mama sein. Karl, willst du noch Gemüse? Nimm doch, ich bitte dich u. s. w.‘ Ein besonders begabtes und lebhaftes Mädchen von nicht vier Jahren äußert direkt: ‚Jetzt kann das Muatterl einmal fortgehen, dann muß das Vaterl mich heiraten, und ich will seine Frau sein.‘ Im Kinderleben schließt dieser Wunsch durchaus nicht aus, daß das Kind auch seine Mutter zärtlich

liebe. Wenn der kleine Knabe neben der Mutter schlafen darf, sobald der Vater verreist ist, und nach dessen Rückkehr ins Kinderzimmer zurück muß zu einer Person, die ihm weit weniger gefällt, so mag sich leicht der Wunsch bei ihm gestalten, daß der Vater immer abwesend sein möge, damit er seinen Platz bei der lieben schönen Mama behalten kann, und ein Mittel zur Erreichung dieses Wunsches ist es offenbar, wenn der Vater tot ist. Denn das eine hat ihm die Erfahrung gelehrt: ‚Tote Leute', wie der Großpapa z. B., sind immer abwesend, kommen nie wieder.«

Wenn der Knabe Lenau in seine Mutter verliebt war, wie dies jetzt keinen Zweifel mehr leidet, wird der Vater notwendig zum begünstigten Rivalen, und wie wenig für das Kind dann dazu gehört, damit diese Empfindung zum Todeswunsch führe — Sterben zunächst gleichbedeutend mit dauerndem Wegsein — hat Freud uns am obigen Beispiel gezeigt. Nun bietet uns Lenau noch einen zwingenden Indizienbeweis. Max Löwenthal erzählt in seinem Tagebuche, als sechsjähriger Knabe habe Lenau halbe Tage darüber geweint, daß er sterben müsse. Wie kommt nun in aller Welt ein so junges Kind zu solch einer Zwangsfurcht? Hier gibt uns die psychoanalytische Auflösung ähnlicher Fälle sicheren Bescheid. Eine solche Todesfurcht kann sich nur entwickeln im Anschlusse an ein wirkliches Sterben eines sehr Nahestehenden, dem der Betreffende den Tod auch gewünscht. Tatsächlich war in des Dichters sechstem Lebensjahre, also kurz vorher, der Vater verschieden. Der wahre Grund nun, weshalb unser Knabe dem Vater so grimmig den Tod gewünscht hatte, war einfach Eifersucht, der vorgeschützte die schlechte Behandlung, so dieser Mutter und Sohn angetan. Des letzteren unsterbliches Rachegefühl also gegen seinen Erzeuger ward von einer anderen Seite genährt, die er weislich unterdrückte, weil sie anstößig war, und dann zu dem nunmehr motivlos dastehenden Empfinden eine scheinbar logische Berechtigung gesucht. Und Lenau mußte diese Scheingründe allezeit wacherhalten, ja stets wieder betonen, um sich vor der Welt rechtfertigen zu könnnen. Darum bewahrte er einzig die Erinne-

rung bloß an den schlagenden Vater, an jenen, der die Mutter so arg gequält.

Eifersucht hat ihn auch später bei seinem Stiefvater gepeinigt. Zwar stand er zu diesem um vieles besser als zum eigenen Vater, ja einmal schrieb er als 18jähriger sogar an die Mutter: »Der Grundpfeiler des Ideals meines Lebens, das ich mir manchmal ausmale, sind Sie und Ihr Mann und Ihre Kinder«. Aber gleichwohl war er auch jenem gegenüber von kindlicher Eifersucht durchaus nicht frei, ob sie auch wegen der geringeren Liebe der Mutter zu ihrem zweiten Gatten nie derart ausartete wie beim eigenen Vater. Wir können nun freilich Lenaus Eifersucht bloß indirekt erschließen aus einem fast nicht mehr zweideutigen Zug, den Kertbeny berichtet: »Lange vor Ausbruch seines Wahnsinns vesperte Lenau in größerer Gesellschaft. Da erhebt er sich plötzlich, nimmt ganz ruhig ein Brotmesser, geht auf einen Tisch zu, an dem eine hochgesegnete Frau gemächlich Kaffee trank, und zückte plötzlich auf diese Dame das Messer unter solchen Grimassen, daß diese entsetzt laut aufschreit, während Lenau hell lachend über den falschen Schreck an seinen Platz zurückkehrt. Die Gesellschaft sah starr diesem Experimente zu und fand vor Staunen im ersten Moment platterdings keine Worte, aber die Frau beklagte sich heftig gegen den Wirt und dritte Personen, und als nun die Freunde Lenau über sein mehr als absonderliches Benehmen zur Rede stellten, war dieser bereis völlig nüchtern und konnte durchaus nicht begreifen, wie man einen solch durchaus harmlosen Witz übelnehmen mag.«

Was sollte nun dieses seltsame Gebaren im Grunde bedeuten? Die gewöhnliche Laienmeinung, er wäre momentan verrückt geworden, ist wissenschaftlich kaum zu brauchen, weil solche Zustände höchstens als epileptische Absenzen bekannt sind, die hier wohl unbedingt auszuschließen. War Lenau sich seines Tuns doch bewußt und suchte das Ganze nur hinterdrein »durchaus harmlos« zu färben. Wenn aber keine vorübergehende Sinnesverwirrung schuldtragend war, dann kann es sich einzig um einen Durchbruch des sonst

gezähmten Unbewußten handeln, der natürlich eine ganz andere anging als jene Kaffeeschwester. Gegen welche Frau hatte nun Lenau in Wahrheit Grund gehabt, ein Messer zu zücken, bloß weil sie gerade hochschwanger war? Da bleibt unter allen Frauen seines Lebens, die da in Betracht kämen, bloß eine übrig, der daraus zumindest vom Standpunkt des Kindes ein Vorwurf zu machen: seine eigene Mutter. Wir wissen ganz allgemein, daß Kinder, deren Sexualität erwacht ist, sich von dem geliebten Elternteile, Vater oder Mutter — ein Kind wünschen, oft ehe sie noch wissen, woher Kinder kommen. Von erwachsenen Mädchen hört man nicht selten, sie möchten gern ein Baby haben, nur sollten sie dazu keines Mannes bedürfen. Der Mann, den sie nicht benötigen wollen (in Wahrheit bedeutet dies natürlich das Gegenteil), ist — der eigene Vater, der ja verpönt ist. Auch Lenau wird wie fast alle Knaben den Wunsch gehabt haben, von seiner Mutter ein Kind zu bekommen, und als nun diese vom zweiten Gatten schwanger ging, in seiner Phantasie mit dem Messer auf sie losgegangen sein, die ihn so schmählich betrogen hatte.[1])

Hier möchte ich ein Symptom anreihen, welches ich schon oben in einem anderen Zusammenhange besprach. »Niembsch hatte die Gewohnheit,« erzählt uns Kerner, »am Tische mit der Gabel zu spielen, was meine Frau oft mit Jammer für ihr Tischzeug sah und ihm wehrte. Darauf sagte er: ‚Warten Sie nur! Ich werde Sie mit Ihrem Tischzeug in meinen Faust bringen.‘ Am anderen Tage las er uns die Szene vor, wo Faust bei der Schmiedsfrau mit der Gabel ins Tischtuch stach und dann — Blut herausfloß.« Wer in der Geschlechtssymbolik bewandert ist, wird den Zusammenhang sofort durchschauen. Die Gabel ist gleich jedem länglich-spitzen Gegenstand Ersatzsymbol für das Membrum virile, das weiße Tischtuch der weiße Frauenleib, und um Lenaus Symptomhandlung ganz klar zu machen, die geheime Absicht seines Unbewußten

[1]) Als Überdeterminierung erwähne ich, daß nach den Auskünften der Psychoanalyse, das Messer wie jedes spitze und längliche Objekt ein bekanntes Phallus-Symbol darstellt. Durchbohrt werden von einem Messer oder Dolch bedeutet nichts anderes als den — Geschlechtsakt.

aufzudecken, muß in der poetischen Bearbeitung des Motivs noch Blut herausfließen — ex hymine laeso. Und abermals wirft sich die Frage auf: Was liegt diesem Tun, das in seinem Sinn schon gar nicht mehr zu verkennen ist, tatsächlich zu Grunde? Da wissen wir nun ganz allgemein aus der Analyse von Psychoneurotikern wie aus der Beobachtung ganz Gesunder, daß solche symptomatische Sexualität in letzter Wurzel und Bedeutung bis in die frühe Kindheit reicht. Welche Frau aber sollte der Knabe Lenau also begehrt haben? Es bleibt auch hier wie in all solchen Fällen keine andere übrig als die eigene Mutter. Und jene ganze Symptomhandlung stellt nichts anderes dar als einen später von der Moral unterdrückten incestuösen Kinderwunsch.

Man entsetze und entrüste sich nicht, daß ich von so schrecklichen Sachen wie Blutschande, Mordideen gegen die eigenen Eltern, Eifersucht auf den Vater und ähnlichen Dingen so kühl und objektiv hier spreche, als handle es sich um etwas Alltägliches. So sehr es dem Mehrheitsempfinden widerspricht, jener ganze entsetzliche Ideenkomplex ist wirklich alltäglich und keinem von uns im Grunde ganz fremd, zumindest im Traum, der zensurfrei ist. Nur ward jener ganze Ideenkomplex sorgfältig unterdrückt, in den Hades des Unbewußten geschleudert und, weil verpönt, auch mit Entsetzen und Abscheu belegt. Die Griechen jedoch, die in natürlichen Dingen weit menschlicher dachten als das sexualunfrohe Urchristentum, erfanden für die menschlichen Urinstinkte die Sage vom Ödipus, der den Vater erschlägt und, sich an seine Stelle setzend, die Mutter heiratet. Sophokles' »König Ödipus« wirkt heute noch so stark wie bei den zeitgenössischen Griechen, weil eine Stimme in unserem Innern die zwingende Gewalt just s e i n e s Schicksals anerkennt im Gegensatz zu späteren Schicksalstragödien. Und zwar ergreift uns, wie Freud in seiner Traumdeutung ausführt, sein Schicksal nur darum so unwiderstehlich, weil's auch das unsere hätte werden können. »Uns allen vielleicht war es beschieden, die erste sexuelle Regung auf die Mutter, den ersten Haß und gewalttätigen Wunsch gegen den Vater zu

richten; unsere Träume überzeugen uns davon. König Ödipus, der seinen Vater Laios erschlagen und seine Mutter Iokaste geheiratet hat, ist nur die Wunscherfüllung unserer Kindheit. Aber glücklicher als er, ist es uns seitdem, insofern wir nicht Psychoneurotiker geworden sind, gelungen, unsere sexuellen Regungen von unseren Müttern abzulösen, unsere Eifersucht gegen unsere Väter zu vergessen. Doch der Traum, mit der Mutter sexuell zu verkehren, wird ebenso wie damals auch heute vielen Menschen zu teil, die ihn empört und verwundert erzählen.« Jahrhunderte nach »König Ödipus« schuf ein Seelenkünder wie William Shakespeare im »Hamlet« ein ähnliches, unsterbliches Menschheitsproblem, das Genießer und Deuter stets wieder zu neuer, doch bisher vergeblicher Erklärung reizte. Vergeblich darum, weil man das Menschlichste nicht sehen mochte, die in dem Innern eines jeden Mannes schlummernde Verliebtheit in die eigene Mutter. »Hamlet kann alles«, erklärt uns Freud, »nur nicht die Rache an dem Manne vollziehen, der seinen Vater beseitigt und bei seiner Mutter dessen Stelle eingenommen hat, an dem Manne, der ihm die Realisierung seiner verdrängten Kinderwünsche zeigt. Der Abscheu, der ihn zur Rache drängen sollte, ersetzt sich so bei ihm durch Selbstvorwürfe, durch Gewissensskrupel, die ihm vorhalten, daß er, wörtlich verstanden, selbst nicht besser sei als der von ihm zu strafende Sünder. Ich habe dabei ins Bewußte übersetzt, was in der Seele des Helden unbewußt bleiben muß.«

Neben diesen nur allzu menschlichen Inzestgedanken ist auch von der übrigen Psychopathia sexualis das meiste in jedem von uns vorhanden, zumindest in der Kindheit und ansatzweise. Bei Lenau speziell sind zwei dieser Richtungen stärker vortretend: die sadistische Komponente und die Homosexualität, welch letztere ganz deutlich und unverkennbar neben der Neigung zum Weibe einherläuft. »Es gehörte zu den besonderen Ergötzlichkeiten des Knaben Niembsch, Truthühnern mit eigenen Händen den Kopf abzuschlagen,« notierte Max Löwenthal aus Gesprächen mit dem Dichter. Und Seidl beschreibt einen Messerkampf des Studenten Lenau

mit zwei Kollegen, von dem er, obwohl selbst heftig blutend, nicht eher abließ, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner die Waffen gestreckt hatten. Auch sonst sind viele Gewaltsamkeiten, ja zeitweise direkt grausame Züge von Lenau vermeldet. Die Homosexualität des Dichters ist ein längeres Kapitel, das wohl am ehesten durchsichtig wird, wenn ich mit dem Ende, dem Wahnsinn, beginne. Denn erfahrungsgemäß tritt eine latente Gleichgeschlechtlichkeit am leichtesten in Erscheinung, wenn der Ausbruch einer Geisteskrankheit das Unbewußte freimacht durch Fortfall der zerebralen Hemmung. Mit Medizinalrat Schelling hatte Lenau, wie Schurz berichtet, »in der letzten Zeit eine Liebschaft angefangen«. Noch bezeichnender und für den Fachmann durchsichtig ist sein Verhalten zur Dienerschaft. »Schill, des Nachbars Gartenknecht, half heute auch aus,« erzählt uns Schurz. »Er mußte an Lenaus Bett sitzen und dieser sagte von ihm, er sei ein angenehmer, gebildeter Mensch und redete ihm fortwährend vom Goethedenkmal vor, sie wollten zusammen hinreisen. Der gebildete Mensch fragte dann die Leute im Hause, wer denn der Goethe sei. Überhaupt sind unserem Freunde alle Menschen recht — ihm, der in Gesellschaft so wählerisch war! — und alle kann er leiden. Das Frische, Volkstümliche in den Soldaten und anderen Wärtern scheint bei ihm anzuklingen. Sie sitzen um ihn, er erzählt ihnen von seiner Jugend. Durchaus will er immer vorlesen — er, Lenau!! — und weil eben kein Buch da ist, nimmt er seinen Paß; den hat er ihnen gewiß schon zehnmal vorgelesen. Den Leo erkannte er sofort wieder. ‚Das ist ja der starke, hübsche Junge von gestern! Wie heißt du?‘ — ‚Leo.‘ — ‚Leo, der starke Leo, ich mache ein Gedicht auf dich, wenn ich wieder gesund bin‘ . . . Der englische Kammerdiener, ein schwäbischer Bauernsohn, war ganz in einen routinierten Franzosen metamorphosiert. Seine Gewandtheit gefiel unserem Freunde und er äußerte, er wolle denselben auf die Reise mitnehmen und sich mit ihm im Französischen üben, das er lange nicht mehr gesprochen.« Als Lenau später von dem ihm so sympathischen Wärter Sachsenheimer öfters in die Zwangsjacke ge-

schnürt werden mußte, versicherte er Schurz einmal, es sei für den Aufgeregten ein gar nicht unangenehmes Gefühl, sich von eines gewandten Starken überwiegender Kraft wie ein Kind gelähmt zu sehen; es sei wie eine Art unbedingter Ergebung unter die unbeugsame Gewalt des Schicksals. Ich vermute, dahinter steckt die Erinnerung, daß ihn als kleinen Knaben der Vater mit überlegener Stärke bezwang, wenn er gar zu sehr tollte, beziehungweise ein heimlicher masochistischer Kinderwunsch darnach auf gleichfalls homosexueller Basis.

Man verwundere sich nicht, daß ich nun plötzlich die Behauptung aufstelle, Lenau sei in jenen Mann verliebt gewesen, den er nach meinen früheren Darlegungen als Nebenbuhler zeitlebens haßte. Ganz abgesehen davon, daß Haß und Liebe nur die beiden Seiten einer und derselben Medaille sind, der Haß oft nur zurückgewiesener Liebe entspringt, so haben sie, selbst wenn sie verschiedenen Wurzeln entstammen, doch sehr gut nebeneinander Platz in der Kinderseele. Ein Kind vermag, wie Psychoanalysen unzweifelhaft dartun, den Vater, den es homosexuell liebt, daneben, ja zu gleicher Zeit, aus heterosexuellen Motiven auch wütend zu hassen und diese beiden scheinbar inkompatiblen Empfindungen sehr gut zu vereinen. Es wäre auch keineswegs ausgeschlossen, daß primär homosexuelle Verliebtheit bestand und erst sekundär die zurückgewiesene Liebe sich auf heterosexuelle Haßgründe warf. Man muß sich auch hüten, bei der Bezeichnung Homosexualität an allerlei perverse Dinge zu denken, wie Päderastie oder sonstige grobsinnliche sexuelle Akte. Solche Dinge lagen Lenau ganz fern bei allen homosexuellen Neigungen. Hingegen äußerten sich diese gern in Umarmungen, Küssen und Zärtlichkeiten, die selbst Unbefangenen, vor allen aber in Liebesdingen feinfühlenden Frauen schon nicht mehr als Freundschaft, sondern direkt als blanke Verliebtheit erschienen.

So schrieb z. B. Sophie Löwenthal an den schon wahnsinnig gewordenen Dichter über sein Verhältnis zu Anastasius Grün: »Sie haben für ihn immer eine Art Verliebtheit emp-

funden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen, Sie lieben ihn nicht seines Talentes, nicht seines Ckarakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt. Sie lieben ihn nicht parce que, sondern malgré, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie, wie jeder Naturtrieb, in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch nur mit ihr.« Und von dem also Heißgeliebten schreibt wieder Schurz: »Auersperg ist ordentlich verliebt in Niembsch. Niembsch dürfte ein Mädchen sein, so könnte es nicht ärger zugehen. Sie sind den größten Teil des Tages beisammen.« Ganz ähnlich ging's Lenau mit Alexander Graf Württemberg. Als er 1844 den schwerkranken Grafen ganz unvermutet überraschte, schien dieser von des Freundes Erscheinung genesen. »Da saßen sie beide auf dem Divan,« erzählt Emma Niendorf, »Arm in Arm, Hand zu Hand geneigt, alles um sich vergessend, hielten sie sich umschlungen, miteinander flüsternd fast wie Spielgenossen, die sich wiederfinden. Alexander hat kein Auge, kein Wort mehr für mich.« Neben diesen beiden Heißestgeliebten seiner Mannesjahre gab es dann noch eine Reihe anderer, für welche Lenaus gleichgeschlechtliche Liebe doch wenigstens zu Zeiten lichterloh aufschlug. Z. B. für Kerner, von dem ich oben sagte, in seinem Hause sei Lenau nie dauernd heimisch geworden, teils Rikeles wegen, teils, u. zw. hauptsächlich, weil der Hausherr selber ihn nicht einzig bevorzugte. Und doch erzählt uns Emma Niendorf von einem Zusammensein mit Kerner und Lenau aus dem Jahre 1842: »Die beiden waren so treu und zärtlich zusammen, daß es einem wohl tat, wie eine schöne und tiefe Melodie. Niembsch lehnte sein Haupt an Kerner. ‚Wer weiß,' sprach jener, ‚was es für ein Schicksalstraum ist, daß ich noch einmal habe zu dir müssen. Ich kann nicht los von dir. Es hat mich verhext'« Zeitweilige Übelnehmerei bis zu scheinbarer Abkehrung fand sich übrigens auch beim Grafen Württemberg und Anastasius Grün, sobald sich Lenau in seinem Stolze zurückgesetzt fühlte oder auch nur in gewissen Herzensbedürfnissen, die von der Mutter gezüchtet worden waren.

Schon mehr den mütterlichen Einfluß verrät nebst freilich deutlich homosexuellen Zügen sein Verhältnis zum Dichter Karl Mayer. Von diesem »zärtlichsten seiner Freunde« schreibt er an Schurz: »Das ist ein wunderbarer Mensch. Gleich bei unserem ersten Zusammentreffen hat er eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe zu mir gefaßt, welche von meiner Seite getreulich erwidert wird.« Und an den also Geliebten dann selber: »Wie sorgst Du so freundlich für mein Herz! Ja, nicht nur für mein Herz, sogar auf meinen kranken Daumen erstreckt sich Deine freundliche Sorge. Der Zug hat mich tief gerührt, denn ich glaube, außer meiner seligen Mutter würde sich niemand soweit um mich bekümmert haben. Deine Freundschaft zu mir hat auch noch andere Züge gemein mit der zärtlichen Liebe, die meine Mutter für mich trug. Hingegen spür' auch ich etwas in meinem Herzen für Dich, was ich nur für meine Mutter gefühlt. O, Du mein lieber Freund!« Von anderen homosexuellen Neigungen, die ich im Detail hier nicht ausführen mag, seien etwa genannt die zu Boloz, Schurz, Schleifer und Karl Evers.

Noch bedeutsamer als in den Mannesjahren waren Lenaus gleichgeschlechtliche Neigungen als Knabe und Jüngling, die freilich häufig mehr zu erraten und zu erschließen als haarscharf zu beweisen sind. Bedeutsamer darum, weil sie nicht bloß öfters gewisse Vorlieben und manche Äußerung seines Wahnsinns erklären, sondern auch in ihren Wirkungen bisweilen sehr bestimmend eingriffen in Lenaus Entwicklung und Werdegang. Wir wissen z. B., daß in seinem 10. bis 13. Jahre ihm der liebste Kamerad ein gewisser Klauzal Nikolaus war, mit dem er oft kleine Spaziergänge machte, ja, einmal sogar eine heimliche Lustfahrt im Mondenschein auf der Donau wagte, und der vielleicht mit Ursache war, daß Lenau auf Reisen zu größeren Ausflügen sich entschloß. Des Dichters Vorliebe für Husaren wieder geht mindestens großenteils auf Onkel Mihitsch, den Husar, zurück, bei dem er in Alt-Ofen häufig schlief und der auch die ersten religiösen Zweifel in seiner Seele weckte. In der nämlichen Richtung wirkte später auf den 14jährigen der Pope Rudy, ein Freigeist und Verächter

aller positiven Religionen, der sich sehr viel mit dem Knaben abgab, häufig mit ihm spazieren ging und viel über Gott und religiöse Dinge mit ihm disputierte. Von Einfluß scheint auch dessen leidenschaftliches Geigenspiel gewesen zu sein, und zwar aus den nämlichen homosexuellen Gründen, wie bei verschiedenen Lehrern Lenaus im Violin- und Gitarrespiel. Am entscheidendsten und tief einschneidendsten jedoch wirkte endlich Kövesdy, der Verlobte seiner Schwester Therese, dessen mächtiger Einfluß später ausführlich besprochen werden soll.

Hier aber sei noch auf einen wichtigen Faktor verwiesen, dem sicher sexuelle Bedeutung zukommt: das Geigen- und Gitarrespiel des Dichters. Alte und neuere Karikaturenzeichner, die von der modernsten Psychologie naturgemäß nichts wissen konnten, stellten seit jeher Geige wie Guitarre mit besonderer Vorliebe als Frauenleib dar, wozu die Ausbauchungen, überhaupt die ganze Formation verführt. Die so dargestellte Sexualsymbolik muß also dem Volke geläufig sein, ganz ebenso wie der Fiedelbogen als Membrum virile. Beim obzitierten Popen Rudy ist dies recht eindrucksvoll. »Obwohl ein ganz armer Teufel,« erzählte Lenau, »pflegte dieser sich doch soviel vom Munde abzusparen, daß er in der ganzen Umgegend alle Geigen aufkaufen konnte. Diese zerlegte er und setzte die einzelnen Bestandteile nach seiner eigenen Eingebung zusammen, bis sie ein ihm zusagendes Instrument bildeten, das gewöhnlich einen besonders weichen und klagenden Ton hatte. Er zog die Stiefel aus, schritt in den Fußsocken im Zimmer auf und nieder und strich seine wehmütige Geige, dabei liefen ihm die hellen Tränen über die Wangen herab.« Das heißt, aus dem Symbolischen übersetzt: Der Pope kauft alle Frauen der Umgegend zusammen und bildet aus ihnen eine Frau nach seinem Herzen; eine Frau mit weicher, klagender Stimme, die er streicheln und benützen kann nach Herzensbelieben und welche er auf dem Arme trägt, wie dereinst wohl seine Mutter ihn als kleinen Knaben. Dabei aber rinnen ihm vor lauter wehmütig-freudigem Erinnern die hellen Zähren über die Backen.

Auch Lenau selber war solche Deutung und solches

Empfinden keineswegs fremd. Stets galt ihm die Geige als etwas Besonderes, waren alte Violinen mit ihrem Wohlklang sein Steckenpferd. »Einer, der eine solche alte Geige hat, muß sie immer als etwas Lebendiges betrachten, nicht wie ein Stück Holz,« war einer seiner Aussprüche. Und selbst im Wahnsinn duldete er nicht, daß jemand seiner Violine nahe komme. »Nur meine Violine nicht berühren!« rief er gleich, die war ihm stets das Höchste und heilig wie eine Geliebte, erzählt uns Schurz. Und von der anschließenden Nacht: »Es war gar rührend zu sehen, daß er die Violine auf einen Stuhl neben sich gebettet hatte, wie die Mutter ihr Kind. ‚Die wollen wir jetzt ruhig lassen', sagten die Freunde und lehnten sie mit dem Kasten unten an die Lagerstätte. Als sie aber weg waren, muß er die Geige doch wieder zu sich geholt haben, denn die Diener fanden es morgens gerade wieder so, indem sie bei ihm eintraten, und er erklärte ihnen ganz schön, wie seine Geige zu ihm gehöre.«

Es ist interessant, wie homo- und heterosexuelle Motive sich beim Geigen- und Gitarrespiel Lenaus innig verweben. So schreibt er z. B. als Achtzehnjähriger an seine Mutter: »Meine liebste Unterhaltung bleibt mir doch noch immer meine treue Gitarre, und ich danke Ihnen und dem guten Godesberg stets, daß Sie den Sinn für dieses Instrument in mir weckten. Dieses Instrument ist Mittel meiner Schwärmereien.« Der junge, hübsche, dabei auch so freundliche Godesberg, in welchen Lenau offenbar verliebt war, wie später in Karl Groß und Karl Evers, lehrte ihn aber nicht bloß die Gitarre, sondern auch den Lippenpfiff, in dem es der Dichter zu einer wahren Meisterschaft brachte, so wie die tausend Lockpfiffe für den Vogelfang, der eine Hauptleidenschaft des Knaben wurde und auch später im Wahnsinn des Dichters wieder anklingt. Lippen und Mund sind bekanntlich erogene Zonen, die zumal in der Homosexualität eine überaus wichtige Rolle spielen.

Wenn Lenau noch in der Knabenzeit die Violine gegen die Gitarre zurücksetzt, so trug daran sein erster Geigenlehrer Cserny Schuld, der oft barsch und ungeduldig seine

irrenden Finger sehr unsanft zurückwies. Hier wie so häufig entsprang das Interesse für eine Kunst oder Fertigkeit nicht der besonderen Anlage für diese, sondern vorerst der Liebe zum Lehrer, der sie vortrug. Den Sinn für Gitarre erweckten nach Lenaus eigenem Wort die Mutter und Godesberg, von der Geige stieß ihn der schroffe, unfreundliche Cserny zurück, in den man sich nun einmal nicht verlieben konnte. Erst als er später in Blumenthal einen Lehrer gefunden, der für seine Neigung mehr Anhaltspunkte bot, entdeckte er plötzlich, daß die Gitarre doch zu viel Holz sei. »Sie gibt mir nicht, was ich will, in der Geige aber ist Menschenlaut.« Doch nicht bloß Menschenlaut schenkte ihm diese, sie ward ihm auch völlig zu seinem Mädchen. Ja, er tanzte mit ihr, zumal wenn er steirische oder ungarische Weisen geigte. Auch war er schüchtern und spielte fast nie mit einem Fremden, wie um sein Mädchen nicht zu entweihen. Hingegen vergalt er nach Evers' Bericht anhängliche Freundschaft mit gleicher Münze, indem er die Geige vor seinem Freunde produzierte. »Als er mit Marie Behrends glücklicher Bräutigam war,« erzählt uns Auerbach, »pflegte er zur Verwunderung aller, die unter seinem Fenster lauschten, zauberhaft auf der Violine zu spielen; oft so schaurig schön, daß es einem das Herz durchbebte; ja, er durchgeigte ganze Nächte trotz seines Versprechens, es nicht mehr zu tun, weil es ihn aufs höchste exaltieren und ihm sicher schaden müsse, je aufgeregter er überhaupt sei.« Gewöhnlich konnte er beim Violinspiel im Takte bleiben, war aber ein Satz besonders feurig oder spielte er Beethoven, dann verlor er nach der Schilderung Evers' alle Besinnung, ging seine Phantasie mit ihm durch. »Er hörte dann nicht mehr auf mich am Fortepiano, überstürzte sich, beachtete gar keine Pausen mehr, arbeitete zugleich mit den Füßen immerfort, kaum daß ich ihm im Tempo folgen konnte, bis er, im Angesicht die hellen Schweißtropfen, erschöpft innehielt. Er sah wohl seinen Fehler ein, aber umsonst; er war nicht zu bändigen, wenn er ins Feuer kam.« Macht solches Vorgehen nicht den Eindruck aufflammender Sexualerregung, gesteigert bis zu vollem Orgasmus? Da der Mann im Augenblick höchsten Ge-

nießens blind mit dem ganzen Körper arbeitet, bis er endlich im Schweiß und erschöpft zurücksinkt?[1]) Daß aber just Beethoven ihn derart erschütterte, »der göttliche Beethoven, der auf mich wirkt wie kein Geist auf Erden, selbst den großen Briten nicht ausgenommen«, rührt wohl daher, daß jener für Niembsch der erotischeste aller Tonsetzer war.[2])

## IV.

Vielleicht wird es manchen verwundert haben, daß ich dem Knaben und Jüngling Niembsch so unbedenklich die ärgsten sexuellen Gelüste zusprach, ohne doch das Häufigste und Allergewöhnlichste, die »Erbsünde« förmlich der ganzen Menschheit auch nur mit einer Silbe zu berühren. Spielt die Masturbation in dem Leben dieses so stark erotisch veranlagten Dichters denn gar keine Rolle? Ich kann hier wenig Bestimmtes vorbringen, ohne darum irgend die große Bedeutsamkeit leugnen zu wollen, die jener in Lenaus wie überhaupt in jedes Belasteten Dasein unzweifelhaft zukommt. Nur möchte ich andererseits davor warnen, — wie dies so überaus häufig geschieht, weil da sich fast jeder schuldbewußt fühlt, — allüberall Masturbation zu wittern und alles Perverse ihr anzukerben. Ob Niembsch noch als Mann Onanie getrieben, zumal in dem jahrelangen, vergeblichen Liebeswerben um Sophie Löwenthal, entzieht sich einer exakten Antwort. Es gibt dafür manche Indizienbeweise, auch solche für die Furcht vor Impotenz ex masturbatione, doch auch wieder andres, was dagegen spricht. Wenn es Wahrheit ist, was Sophie über Lenau nach Ausbruch seines Wahn-

[1]) Auch Frankl spricht von dem »wohllüstigen Bad der Musik, in dem er stunden-, nächtelang unterzutauchen liebte. Sie versetzte ihn in Ekstase«.

[2]) Vgl. hiezu folgende Briefnotiz über Beethovens »Teufelsquartett«: »Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O, es ist ein köstlich Gefühl, wie einen so das Leben verklingt.« Ferner eine Äußerung Lenaus zu Max: »So hat niemand den Schmerz verstanden wie Beethoven. Was der Laokoon für den physischen Schmerz, das ist er für den der Seele.«

sinns schrieb: »Niembsch lebte als Asket, seit wir uns liebten, und doch forderte seine Sinnlichkeit Befriedigung. Er ist einer der reinsten und sittlichsten Menschen,« wenn wir weiters damit zusammenhalten, daß sämtlichen Freunden und Bekannten seine besonders bleiche Gesichtsfarbe auffiel, so wäre auch die Onanie des Mannes nicht unwahrscheinlich, ob auch bei weitem noch nicht erwiesen. Hingegen steht eines zweifellos fest, daß der Knabe Lenau länger oder kürzer dem landesüblichen Laster fröhnte. Denn Ludwig August Frankl, dem der Dichter vermutlich als Arzt dies gestand, sagte klar und deutlich von der Jugendzeit Lenaus: »Jene Triebe in der physischen Sphäre erwachen, denen die Knaben verderblich zu huldigen pflegen.« Und man darf auch in Lenaus steter Furcht vor dem kommenden Wahnsinn die typische Angst des Masturbanten erblicken. Desgleichen scheint mir die Scheu vor der Ehe zum Teil zurückzugehen auf Furcht vor Impotenz als Folge langjähriger Masturbation.

Auch Lenaus äußerste Sauberkeit im Reden, die nicht nur selbst jedes zynische Wort auf das strengste verpönt, sondern auch von niemandem anderen duldet, ist weniger Ausfluß sittlicher Reinheit als unbewußte Um- und Abkehr des Dichters von seiner unsauberen Kinderonanie und seinen sexuellen Gelüsten, ja direkt Überkompensation. Der gesunde Kulturmensch wird an zynischen Reden kein Gefallen finden, ohne dies doch mit solchem Nachdruck zu betonen. Wer seine Reinheit so dick unterstreicht, hat frühere Unreinheit wegzubeweisen. Drum kehrt auch dies Thema in Briefen und Äußerungen des Jünglings so häufig wieder. Er schreibt z. B. mit 16 Jahren an seine Mutter: »Ihre guten Lehren und Warnungen verspreche ich Ihnen heilig, nicht ohne Erfolg geschehen sein zu lassen. Stets will ich den himmlische Wonne zum Nachgefühl bringenden, aber auch steilen Pfad der Tugend gehen und mit meinem Willen keinen Fingerbreit von Gottes Wegen ablenken.« Dann mit 18 Jahren: »Meine Abendbeschäftigung ist nun das Arbeiten an meinen Grundsätzen.« Endlich noch mit 19 Jahren: «Düsteres

Nachgrübeln verstümmelt in mir einen launigen Gesellschafter, der ich meiner Geistesanlage nach sein dürfte. Daraus soll sich aber die bekümmerte Mutter nicht die Meinung ziehen, als ob nagender Gram meine Kraft verzehrte; nein! Das Bewußtsein der erhaltenen Reinheit und der Liebe meiner Mutter lassen der finsteren Laune keinen ganz freien Spielraum.« Zwei Jahre zuvor hatte er die Mutter voll Bangigkeit angefragt, ob sich das Gerücht von Kövesdys Tode bestätigt habe. »O, es wäre das eine schreckliche Wahrheit, meinen Freund, dem ich zu danken habe, was ich bin, einen Freund, der die Grundsätze der Tugend mit unausgleichbaren Furchen in mein Herz gegraben, dem ich es allein Dank weiß, daß ich mein ganzes Sein unbefleckt erhalten — den teuren Kövesdy verloren zu haben!«

Zwei Menschen sind es also, die der Tugend Grundsätze in seine Seele pflanzten: die Mutter und Kövesdy, hetero- und homosexuelle Liebe des Knaben. Die erstere hatte ihre Frauenehre einst gegen einen berüchtigten Wüstling mit dem Messer in der Hand verteidigt, der letztere hinwieder, nur einige Jahre älter als Lenau, ist nicht nur sein Korrepetitor gewesen, sondern auch sein Freund und Herzgeliebter, dem gleich zu werden des Knaben heißestes Sehnen war. Das tritt besonders in einem späteren Zuge, der sonst so unbegreiflichen Amerikareise des Dichters, zu Tage. Als 13jähriger Junge bereits hatte Kövesdy nämlich mit einem Kollegen, doch ohne Pfennig im Sack, nach Amerika auszuwandern versucht, welches ihnen als Paradies der Freiheit erschien und des wohlfeilen Glückes, wie Jahre darnach unserem Dichter selber. Zwar wurden die beiden kühnen Wanderer bald aufgegriffen und in die Heimat zurückbefördert, allein sie waren drum keineswegs mutlos, sondern trugen vielmehr fortab das stolze Bewußtsein in sich, eine kühne Tat doch versucht zu haben. Jahrzehnte später trieb's unseren Dichter, das Ideal seines Jugendfreundes wahr zu machen. Und schon als 18jähriger Jüngling fühlt er die Besonderheit in seinem Charakter, die er dem unvergeßlichen Kövesdy danke, als Mittel, sich über das Gewöhnliche zu erheben.

Nur erhielt sein stolzes Reinheitsbewußtsein einen argen, nie wieder heilenden Riß durch die Berta-Episode. Eine flüchtige Bekanntschaft mit 19 Jahren hatte Lenau nämlich zwei Jahre später in ein festes Verhältnis umgewandelt. Leider war das Mädchen, an das er sein großes Herz gehängt, eine durchaus Unwürdige, die ihn wahrscheinlich auch physisch betrog. Gar bald begannen sich furchtbar nagende Zweifel zu regen an der früheren Reinheit und späteren Treue seiner Geliebten. Nach fünfjähriger Dauer endete das sehr locker gewordene Verhältnis damit, daß Berta sich einem reicheren, mehr bietenden Bewerber zuwandte. Man sollte nun glauben, diese einfache, schließlich nicht allzulange Episode, die, wohlgemerkt, ohne äußeren Schaden für Lenau verlief, ohne irgend welche Rekriminationen der eigenen Angehörigen wie jener des Mädchens, sei von dem Dichter über kurz oder lang überwunden worden, nachdem nur einmal die Nichtswürdigkeit seines Liebchens durchschaut war. Doch weit gefehlt! Sie hinterließ nach Schurzens Wort dem Dichter »eine tiefe, nie ganz verharschte Wunde, die von Zeit zu Zeit frisch wieder aufbrach und heftig blutete«. Ja, im September 1834 klagte er dem Schwager sehr bitterlich, »wie ihm die Erinnerung an jene herbe Geschichte in alle Freuden Wermut mische«, besonders aber schilderte er ihm die oben erwähnten Zweifel als höchst furchtbar.

Zumal nach seiner Mutter Tod, also etwa ein Jahr nach dem völligen Abbruch dieser Beziehung, beginnt jene Wunde erst leise, dann immer stärker zu bluten, seine angeborene Schwermut, das wichtigste Stigma des Schwerbelasteten, immer mächtiger steigernd. Sie hat ihn zunächst nach Amerika getrieben, was späterhin ausgeführt werden soll. Als er von dort zurückgekommen, fand er sich als berühmten Dichter. Doch jene Wunde blutete fort, ja immer stärker, je mehr ihm Freundes- und Frauenliebe ward. So schreibt er am 15. November 1831 an Justinus Kerner: »Helfen Sie mir von dieser Schwermut, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft so schwer, *als ob ich einen Toten in mir herumtrüge.*

Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die, einmal zerschnitten, nie wieder ganz werden. Mir ist, als wäre etwas in mir zerrissen, zerschnitten. Hilf, Kerner!« Vierzehn Tage später zitiert er sich selbst: »Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig Dir ins Mark gesenkt.« Am 17. Februar 1832 entgegnet er Klemm, der ihm zugeredet, Schilflottchen zu heiraten: »Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heiraten. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte, die Du wohl kennst, tief verletzt und scheint mir darin eine Sehne gerissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll sagt: ,Zweimal ist kein Traum zu träumen noch Gebrochenes ganz zu leimen.' Ich habe nicht den Mut, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften.« Ja, sogar nachdem er Sophie Löwenthal schon kennen gelernt, die ihn später endlich erlösen sollte, schrieb er nach einer Mondscheinfahrt auf der Donau, mit jener unternommen: »Das war nicht übel. Aber, lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —.«

Warum nun diese maßlose Reaktion, welche, weit über den unmittelbaren Anlaß hinausgehend, jeder Freundeshilfe, jedes wärmsten Zuspruchs, jeder Frauenliebe spottete. Ich anerkenne ja gerne und willig die angeborene Schwermut des Dichters als Anheftungspunkt; auch daß er die Zweifelsucht und das Mißtrauen der Mutter teils direkt geerbt, teils als liebender Sohn übernommen hatte; endlich, was gewiß noch in Anschlag zu bringen ist, seine Maßlosigkeit als typisches Symptom der schweren Belastung. Aber all dies genügt zur Erklärung noch nicht. Weil man als Jüngling ein ganz unwürdiges Mädchen geliebt hat, bleibt man doch nicht sein Lebelang tief unglücklich. Hier muß noch ein anderes entscheidend mitgeholfen haben. Was aber war dies in aller Welt? Ich habe oben bei Lenaus Rachsucht gegen den Vater schon ausführen können, daß solche maßlose Reaktion nur verständlich wird, wenn hinter derselben etwas sich birgt, was

man zu hehlen Ursache hat, auch vor sich selber, das aber als unterirdisches Feuer den Affekt stets wieder von Neuem heizt. Wer aber stand in unserem Falle denn hinter Berta, so daß ihre Untreue, ihr Mangel an Reinheit dem Dichter das ganze Leben vergällte?

Vielleicht wird uns Aufklärung, wenn wir dem zeitlichen Verlauf nachgehen. Die Lebenswunde nämlich begann nicht sofort derart zu schmerzen, nachdem er Bertas Nichtwürdigkeit durchschaut, vielmehr erst dann unstillbar zu bluten, nachdem auch — seine Mutter gestorben. Hätte wirklich nur jene ihn so gekränkt, warum mußte erst der letzteren Tod entscheidend hinzukommen, um seine Kränkung unsterblich zu machen? Nun könnte man wähnen, daß die Trauer um den neuen Verlust die alte Wunde aufgerissen hätte. Aber auch den Schmerz um die geliebteste Mutter heilt schließlich die beste Allhelferin Zeit. Den Kummer um Berta wollte sie nicht heilen. Warum nur den nicht? Wie wenn sich hinter dem Schmerz um sie der um die eigene Mutter bärge? Wie aber konnte er jene Dirne mit seiner Gebärerin in einen Topf werfen? Er hätte denn gar auch letztere der Untreue zeihen müssen und mangelnder Reinheit. Das aber war tatsächlich der Fall, zum wenigsten für das kindliche Empfinden. Hatte sie doch trotz alle- und alledem ganz unverbrüchlich am Vater gehangen und obendrein ihrem zweiten Gatten noch Kinder geboren, war also weder ihm selber treu noch rein geblieben. Doch am wichtigsten dünkt mich, ja direkt entscheidend, daß hinter den unsterblichen Vorwürfen gegen Berta sich genau so unsterbliche Selbstvorwürfe zu bergen vermochten, die aus der Kindererotik stammen. Das Bedauern, ein Verhältnis gehabt zu haben, das den Dichter fortab zeitlebens begleitet und peinvoll martert, ist im letzten Endgrund einfach Bedauern, der Mutter untreu gewesen zu sein, d. h. seiner allerersten Geliebten. Daher das nicht zu bannende Gefühl, welches später dann auch Sophie gegenüber im Wahnsinn hervortritt, die Sittlichkeit verletzt zu haben. Die Mutter ist auch zweifellos jene Tote gewesen, die er nach dem Briefe an Justinus Kerner mit sich herumtrug, in der

so häufigen, durchsichtigen Verschiebung vom weiblichen auf das männliche Geschlecht.

Im ihrer letzten Todeskrankheit — sie fällt nicht lange nach jener Zeit, da Berta dem Dichter durchgegangen — pflegte er die Mutter als zärtlicher Sohn. Als aber auch sie nun gestorben war, ihm zweimal die Geliebte genommen worden, da suchte er neue Zuflucht zunächst in der Liebe zum Manne, in wechselnder homosexueller Neigung[1]). Boloz, Schurz, Klemm, Schleifer sind die nächsten Etappen. Dann trachtet er wieder in maßlosem Lernen sich zu betäuben, durch Worte und Gedanken seiner Lehrer also (larvierte Homosexualität), bis endlich ein psychischer Ekel ihn erfaßt, der sich in Brechen manifestiert und ihn unfähig macht zu weiterem Studieren. Der plötzliche Tod der greisen Großmutter spielt ihm ein Erbteil in die Hand, das ihm eine Zeitlang volle Bewegungsfreiheit verbürgt. Sofort packt ihn wieder das typische Verlangen jedes Schwerbelasteten, seine Umgebung zu ändern, jetzt damit motiviert, er wolle im schwäbischen Dichterkreise Anregung suchen und für seine Gedichte einen Verleger finden. Auf dem Wege wird noch ein Abstecher bei Schleifer in Gmunden gemacht und der Traunstein bestiegen.[2]) Drei Monate hält es Lenau im schwä-

[1]) Natürlich blieben die sexuellen Regungen auch hier ganz unbewußt.

[2]) Die Bergbesteigung ist so bezeichnend, daß ich ihre Beschreibung aus einem Briefe Lenaus an Schurz hierhersetzen will: »Meine Begleiter waren Hansgirgl und seine Schwester Nani; er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche, blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit herauf, daß mir der Jäger oben sagte: ‚Das ist recht! Weil Sie da herauf so gut kommen sind, so werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen.‘ Und es ging trefflich; in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Mut. Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte: ‚Jetzt kommt eine gefährliche Stelle!‘ so lachte ich und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmer zusammenbrächte und die mir jetzt am Schreibtisch unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte;

bischen Dichterkreise aus, dann treibt ihn die Liebe zu Schilflottchen fort, da er sich unfähig fühlt, sein Glück zu erfassen. »O, daß ich ihr nicht entsagen müßte!« stöhnt der Dichter auf. »Sie ist anbetungswürdig. Ich werde sie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe.« Doch sein Innerstes sei durch die Geschichte mit Berta tief verletzt, eine Sehne sei gerissen, die nimmer ganz werde. »Ich habe nicht den Mut, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften.« Bezeichnenderweise hält er es anfangs für seine Pflicht, diese Liebe niederzukämpfen. Dann kommt er davon aber bald zurück. »Das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein Leben verschönern für alle Zeit.« Karl Mayer aber, der sinn- und liebreiche Beobachter und Vertraute, fügt bei; »Mich umfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt, in einem so entscheidenden Augenblick, hindere, sich einem für Glück erkannten Ziele zuzuwenden, aber ich sah, die inneren Schwankungen konnten mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und dem Glück trat mir, ohne daß ich um das Warum

---

ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: ‚Das ist Kuraschi, da ist noch keiner von den Stadtherrn außitreten.‘ Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens, eine solche mußt du auch genießen. Das ist eine Freude! Trotzig hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche: Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein süßer Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes. Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh' zum Jagerhiesl hinterm Traunstein: sein Sohn Hansgirgl soll Dich auf den Traunstein führen und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich. Du wirst mich dann noch mehr lieben. Ich brachte dann den größten Teil des Tages auf der Spitze des

gefragt hätte, in überwältigender Macht vor die Seele.« Warum der Dichter sich unfähig fühlte, sein Lottchen zu freien, ist durchaus klar. Ein zweites Mal konnte er der Mutter nicht mehr untreu werden, zumal so kurz nach ihrem Tode, da die erste Untreue noch so heftig brannte.

Von Stuttgart stürmt er nach Heidelberg fort, angeblich um dort seinen Doktor zu machen, und vergräbt sich in allerlei Studien und Forschungen. Aber trotz des Verkehrs mit den Heidelberger Burschen und gelegentlichen Ausflügen zu den neugewonnenen schwäbischen Freunden zählen jene Tage in Heidelberg, über die wir nur leider viel zu wenig unterrichtet sind, zu den trübsten und schwermütigsten seines Lebens. Aus Briefen und gelegentlichen Äußerungen des Dichters läßt sich schließen, daß er damals dem Wahnsinn nicht allzu fern stand. Da taucht in seiner verzweifelten Stimmung, nachdem er in hetero- wie homosexueller Neigung Schiffbruch gelitten, die erotischen Sünden der Vergangenheit ihm riesengroß vor das Auge getreten, die langverschollene Liebe empor zum Lehrer und Jugendfreund Kövesdy, der ihm Reinheit gelehrt wie seine Mutter. Und hatte nicht dieser auf dem freien Boden Amerikas zu verwirklichen getrachtet,

---

Berges zu. Ha, wie schmeckte das Pfeifchen Ungartabaks! Wie schmeckte der treffliche Wein und der Blick aus dem blauen Auge des Mägdleins!« Wer diese Schilderung aufmerksam liest, wird den Zusammenhang bald begreifen. Zunächst verrät sich die Mitwirkung des Unbewußten an der Art, wie er alle Gefahren überwindet, mit freudigen Mut und bezeichnenderweise mit einer Leichtigkeit, die er bei kaltem Blute nimmer aufbrächte. Woher aber die Art »Freudenrausch«, welche ihn ergriff? Warum ist der Tag jener Bergbesteigung »einer der schönsten seines Lebens«, die Minute, welche er am Rande eines Abgrundes stand, »die allerschönste«, »die seligste seines Lebens«, die auch Schurz bei seiner eventuellen Besteigung als seligste empfinden müßte? Doch einfach darum, weil man sich unbewußt vor jemandem produziert, dem zu gefallen das höchste Lebens- und Liebesglück ist. Hinter Hansgirgl und seiner blauäugigen Schwester stecken bei Lenau in letzter Linie Vater und Mutter, später ersetzt durch Schwager Schurz, den er bezeichnend stets »Bruder« nennt (Wunscherfüllung?), sowie die Lieblingsschwester Therese, die ihn beide bewundern sollen ob seiner Tollkühnheit und in der Verkleidung auch tatsächlich bewundern. (Wie schmeckt ihm der Blick aus dem blauen Auge des Mägdleins!) Man kann es täglich an Kindern beobachten, wie sie sich gerne vor den Eltern mit kleinen Kunststückchen

was er in Europa nicht durchsetzen konnte? Dort ließ sich ein neues, voraussetzungsloses Leben beginnen, ein Leben in Reinheit, ohne Selbstvorwürfe ob vergangener Dinge, in Freiheit und Unabhängigkeit von alter wie von neuer Liebe. »Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen!« schrieb Lenau in jenen Tagen. »Will man einem stürmischen, haltlosen Leben entrinnen und festeren Wandel gewinnen auf Erden, so muß man vor allem hinaus in die Wüste, d. i. in eine wahre Einsamkeit.« Das Verlangen, es Kövesdy gleichzutun, die uralten Träume des Knaben Niembsch, die seit der Kindheit im Unbewußten schliefen, sie werden mit einem Schlage jetzt lebendig. Er muß darum nach Amerika hin, weil der Knabe sich einst in Kövesdy verliebt hatte und der Mann und Dichter seinen Grünjungentraum ausführen will, sich mit dem Geliebten identifizierend. Und er muß es genau so kindisch anstellen, wie Kövesdy selber es einmal getan und der Knabe Niembsch in glühender Seele nachempfunden hatte.

Überdenke ich das ganze amerikanische Reiseabenteuer Lenaus, so muß ich sagen: Ein 12jähriger Schulknabe, dessen Einbildungskraft durch grellkolorierte Indianergeschichten bis zur Siedehitze entflammt ist, hätte kaum unvorsichtiger,

produzieren, z. B. Stufen hinunterspringen und ähnliche Leistungen. Sie wollen damit Bewunderung erwecken und, was die wenigsten freilich ahnen, auch — Liebe finden für ihre Vortrefflichkeit. Bezeichnend ist auch des Dichters Aufforderung an Schwager Schurz, sich auf den Traunstein führen zu lassen und hinauszutreten an die Stelle des Abgrundes. »Du wirst mich dann noch mehr lieben,« heißt Lenaus selbstverständliche Folgerung, die eigentlich sonst ganz unverständlich wäre. Man wird jetzt auch unschwer begreifen, warum der Dichter in den Alpen ein so rüstiger Bergsteiger war, in der Ebene aber nicht den kleinsten Hügel hinaufklettern mochte. Mit der Besteigung kleiner Erhebungen war dem Unbewußten nimmer gedient, da war nichts zu bewundern. Durch Trägheit hingegen erfüllte Lenau das Gebot der Mutter, seine Gesundheit immer in acht zu nehmen. Die Überwindung der Natur ist ihm ein süßer Vorgeschmack der Freuden des Schlachtfeldes, einer zweiten landläufigen Knabenphantasie und Quelle des Ruhmes wie auch der Liebe. Hier war nur noch mehr Bewunderung und Triumph zu holen, weshalb sie dann später im Wahnsinn mit seiner Freimachung des Kindlichen und Unbewußten so grell hervortreten. Der Dichter hatte als Jüngling ja auch Husar werden wollen und dies nur darum aufgegeben, weil der lange Friede keine Möglichkeit bot zu kriegerischen Heldentaten.

phantastischer, blauer und unvernünftiger handeln können als der doch sonst so scharf sehende Dichter. Das richtigste Wort hat Justinus Kerner hierüber gesprochen: »Unser Niembsch ist von Amerika ganz besessen!« Auf Grund eines Prospektes und der Lektüre eines alten Schmökers, der die in Amerika zu erwartenden Herrlichkeiten mit grellen Tinten hervorgehoben, hatte seine Phantasie die Vorstellung ausgearbeitet von einem leidentrückten Paradiese, das man nicht schleunig genug aufsuchen konnte. Seine überhitzte Einbildungskraft ließ keinen anderen Gedanken mehr aufkommen. Erzählt doch Kerner, wie Lenau ihm damals bis zum Kopfzerspringen Tag und Nacht von den Herrlichkeiten in den Urwäldern Amerikas gesprochen hatte, von den großen Jagdfreuden, die ihn da erwarteten, den riesengroßen Leuchtkäfern und schwarzen Affen mit den ellenlangen Wickelschwänzen. Vor allem aber freute er sich kindisch darauf, einmal Opossums jagen zu können, von welchen Tieren er gelesen hatte, daß sie sich tot stellen, wenn man ihnen auf die Kappe rücke. Nimmt man dazu, daß er sich Massen überflüssiger Vorräte anschaffte, darunter eine Unzahl von Zündhütchen, so ist's wohl klar, daß hier ein unwiderstehlicher Kindertraum Verwirklichung heischte.

Seiner Abreise türmten sich Hindernisse und Gründe entgegen, daß jeder andere seine Absicht dauernd aufgegeben hätte. Seine geliebteste Schwester, die mit tausend Herzensfasern an ihm hing, beschwor ihn flehentlich, von derselben abzustehen, der bloße Gedanke schon mache sie trostlos. Der berechnende Schurz mahnte in ebenso dringender Weise ab. Die württembergische Regierung ließ nach eingehender Prüfung der Pläne unserer Auswanderergesellschaft eine öffentliche Warnung gegen sie ergehen. Von allen Seiten wird Lenau die Hölle heiß gemacht, ja, er meint selber: »Mit der Aktiengesellschaft stinkt es, ist allerlei Gesindel dabei.« Er fühlt sich einen Augenblick in seinem Vorhaben heillos erschüttert. Zum Schluß aber siegt doch unwiderstehlich der Traum des Knaben. »Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch! Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück.«

Was der Dichter an Gründen selber vorbringt, er müsse seine Phantasie in die Urwälder Amerikas schicken, wo ein ungeheurer Vorrat von Bildern auf ihn warte, oder gelegentlich auch, er hoffe durch Land- und Waldkauf drüben sich ein müheloses Einkommen zu sichern, ist bloß sekundär, ausschließlich Vorwand, sein seltsames Tun den anderen und sich selbst plausibel zu machen. War er sich seiner letzten zwangsmäßigen Gründe ja selbst nicht bewußt und schrieb einmal direkt: »Ich weiß nicht, warum ich eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte.« Wenn er aber dann ein andermal erklärte: »Nie hat mich etwas so freudig beschäftigt als diese Reise!« so führt uns der richtig bezeichnete Affekt zu den tieferen Gründen. Desgleichen die Bemerkung zu seiner Schwester: »Sie (die Reise) ist wirklich höchst notwendig, glaub' es mir auch Du, liebe Resi! Ich fühle wirklich etwas in mir schlummern, ganz verschieden von dem, was ich bis jetzt gewesen; vielleicht wird dieses Unbekannte aufgeweckt werden vom donnernden Ruf des Niagara.«

Ein solcher Zwangstrieb — anders ist ja »die amerikanische fixe Idee«, wie Kerner sie nennt, nicht gut zu heißen — fußt regelmäßig, wie Freud uns lehrte, auf ins Unbewußte verdrängten erotischen Wünschen. Was Lenau zuletzt nach Amerika trieb, war einmal die Identifikation mit Kövesdy, sein Trachten, herrlich auszuführen, was sogar dem Jugendfreund nicht gelungen, und andererseits wieder, auf fremdem Boden, in stiller Einkehr mit sich selbst die verlorene Reinheit wiederzugewinnen und dadurch der Mutter würdig zu werden. Bezeichnend ist eine Äußerung Lenaus: »Ich habe von meiner Reise nach Amerika bis zu meiner Rückkehr kein Weib geküßt, bis mich in Bremen ‚der alte Adam' wieder faßte.«[1]) Das heißt, er hat mit der Reinigung begonnen, als er in das Land seiner Sehnsucht zog, und verfiel augenblicklich in die alte Sünde, als er mit seinen Erwartungen dort Bankerott gemacht. Ich kann mich übrigens auch der Vermutung nicht erwehren,

[1]) Das einzige Detail, das Schurz vom Bremer Aufenthalt kennt, ist, daß Lenau — »die wohlgebildeten, runden Arme der Bremerinnen besonders gefielen«.

daß er in Bremens verrufenen Vierteln die Syphilis erwarb, welche seine spätere Gehirnerweichung erst möglich machte. Lenau selber aber kommt zum Schlusse: »Meine Reise ist nicht umsonst getan. Vieles habe ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein; das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß mich dies drückt. Ich wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Muse nicht wert, wenn ich nicht imstande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freuden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen?«

## V.

Fand Lenau auch in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr, er habe »viel mehr Gleichmut und Heiterkeit als vordem«, so währte die Besserung seiner Stimmung jedenfalls nicht lange. »Ausgelassenes Lustigsein wechselte bei ihm sehr oft mit tiefer Melancholie,« berichtet uns Kerner bald darauf und ebenso, daß er oft ganze Nächte seiner Violine »die herzzerreißendsten, klagevollsten Töne entlockte«. Auch die verschiedensten Ausflüge und Reisen halfen nur höchstens für kurze Wochen und zu Schwager Schurz beklagte er sich einmal »über die noch immer brennende Wunde, die ihm Berta geschlagen«. Er war also trotz Amerikareise und aller Einkehr in sich selbst über jene und die anschließenden Selbstvorwürfe noch immer nicht hinweggekommen. Selbst seine Besuche bei Löwenthal, die jetzt anheben,[1]) vermögen ihn

[1]) Castle hebt mit Recht hervor, daß, wenn auch Schurz den Beginn der Bekanntschaft mit Sophie auf Dezember 1833 verlegt, der Brief des Dichters an Emilie Reinbeck vom 20. September 1834: »Auf nächsten Mittwoch bin ich nach Penzing geladen, wo ich jene gepriesene Unwiderstehliche in hellem Tageslicht werde zu sehen bekommen. Neulich war mir dies Glück nur im Dämmerlichte des Abends zu teil geworden,« ganz unwider-

anfangs nur ganz vorübergehend aufzuheitern. Er macht z. B. in ihrer Gesellschaft eine Mondfahrt auf der Donau: »Das war nicht übel«, berichtet er an Schurz. »Aber, lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft alles nichts!« Und bald darauf an Emilie Reinbeck: »Wenn ich nur gesund wäre an Leib und Seele! Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht mehr heilen kann.« Erst im Oktober 1834, also Jahr und Tag nach seiner Rückkehr, macht ihn die Liebe zu Sophie wieder fröhlichen Herzens, so daß er an Max aus Stuttgart schreibt: »Man wundert sich hier über mein aufgeheitertes Wesen und, wie man sagt, mein gutes Aussehen. Das erstere und darum mittelbar auch das letztere dank' ich Euch, Ihr lieben Freunde! Ihr habt mir, wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen, verlassenen Klosterwand gehangen, einen frischen, heiteren Firnis gegeben, so daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längst für immer erloschen wähnte.«

Versuchen wir einmal, das Werden dieser Liebe uns klar zu machen, und bleiben wir zunächst bei den äußeren, nachweisbaren Tatsachen. Schon im Herbste 1833 war Löwenthal bestrebt gewesen, den berühmten Dichter in sein Haus zu ziehen. Nur ließ er es sehr an Geschicklichkeit fehlen, indem er gar zuviel Rühmens machte von der »Unwiderstehlichkeit« seiner Frau. Ein arger faux pas! Denn unwiderstehlich durfte Lenau höchstens selber sein, nie aber eine andere Sonne. Drum lehnte dieser die Einladung damals rundweg ab. Erst das Jahr darauf, etwa im September 1834, als eine tiefe Depression ihn gefügiger machte, gelang die Einführung, freilich nicht gleich zu Lenaus Entzücken. Da war ihm die

leglich dagegen spricht. Ich vermute, daß Schurz über das erste Zusammentreffen der Liebenden nach späteren Mitteilungen Sophiens berichtet, zumal er über das, was Ende 1833 zwischen ihnen vorgefallen sein soll, im Gegensatze zu seiner sonstigen Genauigkeit fast gar nichts Positives vorbringt. Es ist eine häufige Erscheinung, daß Liebende sich gern in der Vorstellung wiegen, einander schon längst gekannt zu haben, ehe sie in Wirklichkeit zusammengetroffen.

Mutter gar zu lärmend, der Ton der ganzen Familie zu sehr »auf leichteren geselligen Genuß gestellt«, noch am interessantesten Löwenthals Frau. »Ich glaube, ich werde bald wegbleiben,« schreibt er nach Stuttgart, »es sind halt keine Hartmanns!« Aber dennoch nimmt er die Einladung an, am Mittwoch bei Max in Penzing zu speisen. Dies zweite Mal fühlt er sich schon behaglicher. »Er und sie sind mir sehr zugetan. Recht gute, feine Menschen«. Am Sonntag darauf macht er sogar die Donaufahrt mit, nach welcher ihn freilich die Berta-Erinnerungen desto heftiger martern. Nachdem er in der Steiermark vergeblich zu vergessen gesucht, folgen im Oktober noch einige vergnügte Abende in Penzing, bei welchen ein Bekannter »Beethovensche Sachen mit ungemeiner Tiefe und Energie spielte. Ich bin in dem Hause gern gesehen«, schrieb er an Emilie, »und die Glieder dieser zahlreichen Familie zeigen sich bei näherer Bekanntschaft immer liebenswürdiger. Doch mit der Unwiderstehlichkeit ist's nicht so arg.« Immerhin kamen Lenau und Sophie sich allmählich näher. Sie erbittet sich Gedichte von ihm zum Abschreiben, seine Vorlesung des »Faust« packt allgemein stark und am 8. November erfolgte dann endlich der entscheidende Schritt. Er gibt Sophie die ersten an sie gerichteten Gedichte, die seine Verliebtheit deutlich verraten, und diese werden mit Wohlgefallen aufgenommen. Am 19. November verläßt er in plötzlichem Entschlusse Wien, um nach Stuttgart zu fahren, wo der Druck des »Faust« vorgeblich seine Anwesenheit notwendig machte. Man geht wohl nicht fehl, wenn man andere Motive als treibend ansieht, zumal jener Druck noch in weitem Feld stand. Die Stuttgarter Freunde aber fanden ihn wunderbar aufgeheitert und blühenden Aussehens.

Hier wollen wir einen Augenblick Halt machen und die Fakten auch psychologisch prüfen. Man sieht zunächst, daß die Berta-Erinnerung in seinem Gehirn noch unerlöst spukt und alle Bemühungen männlicher sowie weiblicher Freunde, ihn loszureißen, da nutzlos verpuffen. Nicht einmal Sophie ist zu Anfang glücklicher, trotzdem sie sehr bald in Lenau sich zu schicken wußte. Mit der ihr eigenen weiblichen Klugheit

verstand sie sofort, ihre »Unwiderstehlichkeit«, die den Dichter von vornherein abgestoßen hatte, gar wohl zu verstecken, dafür aber deutlich durchblicken zu lassen, wie sehr sein Genius ihr imponiere. Hiedurch kamen beide sich erheblich näher. Denn »unwiderstehlich« war der Dichter immer selber gewesen, in eigener Schätzung wie in der seiner Mutter. Die Eigenschaft konnte er darum Sophie noch lang nicht verzeihen. Die Bewundernde aber, die ihm samt dem Gatten stets zugetaner wird, eine keimende Neigung erraten läßt und auch die seine wohlgefällig aufnimmt, rückt immer mehr an Mutters Stelle. Viel früher als mit seinem Verstande hat Lenau dies unbewußt schon empfunden. Und nach jener freundschaftlicheren Mondscheinpartie beginnt ihn der Gedanke an — Berta zu martern, d. h. die unsterblichen Selbstvorwürfe, die geliebte Mutter mit einer anderen betrogen zu haben, was er zu wiederholen sich eben anschickte. Es folgt eine längere Depression, die nicht zu bannen. Erst Beethoven half ihm allmählich drüber und Sophiens steigende Bewunderung und Liebe, die jener der Mutter stets ähnlicher wurde. Was Löwenthals Gattin die Möglichkeit bot, sich über sämtliche Frauen zu erheben, war, daß sie nicht nur mütterliche Freundin blieb, wie beispielsweise Emilie Reinbeck, sondern auch die mütterlich Liebende und Geliebte wurde. E. Castle, der unter allen Biographen just das Verhältnis der beiden Liebenden am besten erfaßte, auch durch Artur Löwenthals mündliche Ergänzungen am meisten weiß, zitiert ganz richtig eine Stelle aus dem Lenauschen »Faust«.

»Der wahren Frauenschönheit holder Macht<br>
Kann widerstehen keine Macht auf Erden.<br>
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe<br>
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,<br>
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehen<br>
Aus ihrer Unschuld längst verlorn'en Tagen.«

Sophie war das einzige Weib auf Erden, so den Sünder in ihm zu entsühnen vermochte, wenn dem Dichter nur die Möglichkeit ward, sie mit der Mutter zu identifizieren. Daß sie dieser von Tag zu Tag mehr glich, der wirklichen, wie der gewünscht-phantasierten, war Sophie Löwenthals Frauenklugkeit.

Nicht willenlos hat sich Lenau diesem Weibe ergeben. Bald nach Überreichung der Liebesgedichte entschließt er sich plötzlich, nach Stuttgart zu fliehen. Da spielt, wie mich dünkt, neben seinem pathologischen Reisedrang noch ein unbewußtes Empfinden mit, daß er soeben im Begriffe stehe, Verrat zu üben an den schwäbischen Freunden und—an der Mutter. Gleichwohl ist er geistig wie somatisch ein Genesender worden, so daß »alte, frische, heitere Farben an ihm hervortreten, die er längst und für immer erloschen wähnte«. Was er an dem Gatten gesündigt hatte, das trachtet er nun an dem Dichter Löwenthal gut zu machen. Sophie gegenüber jedoch versucht er, den Freund und ästhetischen Berater zu spielen, was diese begreiflich sehr unwirsch aufnimmt. Nur verschiebt sie natürlich ihren Verdruß auf angeblich künstlerische Meinungsdifferenzen. Dem Ungetreuen aber enthält sie die versprochenen Blumenmalereien die längste Zeit vor. Trotzdem bleibt Lenau stets innerlich vergnügt, obwohl er just damals schweren Redaktionsärger litt, ja sogar nach Neujahr 1835 eine ernste Herzerkrankung durchmachte. Die ausgesuchtesten Artigkeiten aber, mit denen er Sophie zu begütigen trachtete, hatten Erfolg. Im März des Jahres 1835 lud Max den Dichter in seinem Hause zu wohnen ein, gewiß nicht ohne Zustimmung der Gattin. Doch Lenau kann sich dazu noch nicht haben. »Ich wäre Euch zur Last. Ihr ahnet noch gar nicht, wie unerträglich ich sein kann.«

Am 2. April 1835 kehrt der Dichter wieder nach Wien zurück und findet Sophie — gesegneten Leibes. Urplötzlich wird jetzt das Bild der Mutter in ihm lebendig, die dereinst dem Knaben untreu geworden, indem sie vom Stiefvater Kinder bekam. Der Dichter braucht lange, verwinden zu können, daß die Geliebte in seiner Abwesenheit von einem anderen empfangen hatte — wie um ihn zu strafen. Freilich, er durfte sich nicht beschweren. Hatte er doch selber die ganze Zeit über den Freund und Berater hervorgekehrt, niemals den Liebenden. Erst jetzt erkennt er mit klarem Bewußtsein, wie stark ihm Sophie ans Herz gewachsen. Je häufiger er die Geliebte erblickt — und er sieht sie jetzt mindestens

wöchentlich einmal, da er ihr steter Sonntagsgast worden — desto heißer wird seine Liebe zur Mutter aufgeregt, das Vorbild jedweder rechten Liebe. Geschüttelt zwischen Neigung und Pflicht, jener Urempfindung aus prähistorischer Kinderzeit, und der Erkenntnis, die Geliebte nunmehr an einen anderen verloren zu haben, wird er zu jeglichem Schaffen unfähig. Nicht einmal »die Wallfahrt zur Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen«, vermag ihm Ruhe des Herzens zu geben. »Alle Geistestätigkeit ist auf dieser Reise eine mehr empfangende als gestaltende,« schreibt er dem Schwager und auf halbem Wege kehrt er gar um. »Meine Gesundheit ist vortrefflich; mit dem Dichten geht es aber mit nichten. Eine Menge Entwürfe fahren mir auf und doch kommt es zu keiner Ausführung; die Gedanken rollen mir gleich wieder ab, wie das Steingerölle unter meinen Füßen. — So groß auch meine Genüsse sind auf dieser Reise, manches vermisse ich. Penzing! Beethoven! Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen; und Penzing kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen!«

Am 13. September genas Sophie eines kräftigen Knaben. Was Lenau einen Monat zuvor und die unmittelbar folgende Zeit getrieben, wo er sich aufhielt und was er geschaffen, das ist auffallend wenig bekannt. Nur einmal verlautet, und zwar im Brief vom 9. Dezember, daß die junge Mutter dem nach Stuttgart Gereisten ihren Trübsinn klagt. Der Dichter aber mahnt sie an »ihre hohe sittliche Würde«, deren Bewußtsein nicht bloß ihr selber ein ewiger Quell sein müsse von stillen Freuden, sondern ebenso auch ihrer ganzen Umgebung und vor allem ihm, dem Tröster, persönlich. Nur muß er leider in ebendemselben Brief klagen, daß sein »Hypochonder sich wiederum rege«, zum ersten Male seit Jahr und Tag, seit Mitte November verflossenen Jahres. In Wien, wohin er am 4. Februar 1836 zurückkehrt, erwartet ihn doppeltes schweres Herzleid: der Tod eines heißgeliebten Jugendfreundes und die gefängliche Einziehung seiner Stiefschwester als einer Verbrecherin. Er aber schlägt »einen

eisernen Panzer um sein Herz« und »die Erschütterungen seiner Stimmung beruhigen sich im Dichten«. Leider nicht auf lange. Denn bald wird er neuerdings ausnehmend reizbar und straft ein einziges rauhes Wort, das der Freund noch obendrein alsbald entschuldigt, mit dauernder Entfremdung. Wenn Castle vermutet, diese leicht zu verletzende Liebe und Reizsamkeit habe ihren Grund in Vorwürfen gehabt, die Sophie ihm ob seines langen Stillschweigens damals machte, so fehlt uns dafür jeder Beweis. Hingegen entsteht just in jenen Tagen ein Gedicht an die Mutter, »Der Seelenkranke«, das unzweifelhaft dartut, wie die Berta-Qual und die Selbstvorwürfe von neuem Wurzeln zu schlagen anheben.

»Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tief'res Nagen
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzend klagen!
Die eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Fleh'n bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen;

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht;
O, hilf dem Schmerz, Dein müdes Kind entkleiden.«

In dieser kritischen Zeit seines Lebens, da es ihn heiß nach der Mutter verlangt, er sich heimlich verzehrt in »trostlos nächtlichen Grübeleien«, bringt das Liebesgenie einer seltenen Frau ihm Heil und Entsühnung. Was Sophie just jetzt ihre Scheu und Zurückhaltung abwerfen hieß, ist nur zu vermuten. War sie nach Geburt ihres letzten Knaben inne geworden, sie dürfe von dem ungeliebten Manne kein Kind mehr empfangen, wolle sie den einzig und wahrhaft Geliebten nicht unheilbar treffen? War's die Leere ihres Herzens, die sie trübsinnig machte, die Furcht, den Geliebten ganz zu verlieren, oder endlich der jedwedem echten Weibe stets inhärente Mutter-

instinkt? Kurz, sie spielte jetzt Lenau ein selbstgefertigt Gedicht in die Hand, das »tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung« aussprach und, was entscheidend, den Wunsch, ihn zu heilen. Damit aber hatte sie genau erraten, was Lenau damals am meisten not tat, und war mit eins an die Stelle der ersehnten Mutter gerückt, der ersten Helferin in allen Nöten.

Vier Jahre zuvor hatte unseren Dichter an dem vielleicht zärtlichst geliebten Freunde, an Karl Mayer, dessen Sorgfalt um seinen — kranken Daumen besonders gerührt, weil er eine solche Bekümmerlichkeit bislang nur einzig bei seiner Mutter gefunden hatte. Darum spürte er für Mayer auch etwas im Herzen, was er bis nun bloß für diese gefühlt. Ganz ähnlich traf es Sophie jetzt auch. Teilnahme, Mitgefühl, ja sogar nicht selten materielle Aushilfe hatten ihm andere auch schon gewährt. Doch aus freien Stücken seinen Kummer zu heilen durch eine große, gewährende Liebe, hatte bis zu Sophie noch niemand versucht — außer seiner Mutter. Darum durfte Lenau von jener rühmen, sie habe »versöhnend und wahrhaft rettend auf ihn gewirkt«. »Meine Schuld an Dich ist unermeßlich wie die Welt, die einst verlorene, die Du meinem Herzen wiedergeschenkt.« »Wer weiß, ob und wie spät mir das Licht gekommen wäre ohne Dich.«

Doch die Geliebte wuchs jetzt noch höher, noch mehr in die Rolle der Mutter hinein, nicht bloß der wirklichen, auch der gewünschten, phantasiert-erträumten. Wenn Lenau etwas bisher abgehalten hatte, die Augen zum Weibe seines Freundes zu erheben, so war es »die Furcht, an ihrer Achtung zu verlieren, eine Furcht, nicht viel kleiner, als die vor ihrem Tode«.[1]) »Ich achte kein menschliches Wesen so hoch wie Dich und ohne Deine Gegenachtung müßte mein Herz verkümmern,« heißt es sogleich im allerersten Liebeszettel. Sophie jedoch weist, der Mutter wieder ähnlich, den Liebeheischenden nicht schroff zurück, sondern richtet ihn auf,

[1]) Man achte auch hier auf die nahe Beziehung von Eros und Thanatos und die gelungene Übertragung von der ob ihrer Sittlichkeit so hoch über alle gestellten Mutter auf die Frau seines Freundes.

indem sie ihm wehrte. »Freudig kämpfen und entsagen!« ist ihr erstes Wort, nachdem sie zu festem Entschlusse gekommen. Das soll fortab ihre Losung sein, dazu will sie auch den Geliebten bestimmen. Und es ist wahrscheinlich, daß sie zu Anfang nicht einmal so weit zu gehen gedachte, als sie später doch tat im Sturm des Gefühles. Damals hingegen verlangte sie noch ein völliges Entsagen von sich wie von Lenau. Und sie will auch selber hinter dem Geliebten nimmer zurückstehen. Muß dieser um der Sittlickeit willen auf ihren vollen Besitz verzichten, wie einst bei der Mutter, soll fürder auch sie kein anderer mehr berühren dürfen, nicht einmal Max, der dazu Befugte. Um jene Zeit, glaube ich, setzte Sophie bei dem Gatten durch, daß fortab eheliche Intimitäten ausgeschlossen blieben, was sie dann Lenau zum Troste gab. Damit aber hatte sie mehr geleistet als selbst seine Mutter, einen unsterblichen Wunsch des Knaben erfüllt, die Geliebte solle um seinetwillen sich jedem versagen, sogar dem legitimen Gatten. Daß er zur Entsagung verurteilt sei und bleiben müsse, war ihm von der Mutter her wohlvertraut. Was aber Sophie aus freien Stücken ihm nunmehr gewährte, das Selbstverzichten bei vollem Liebesausströmen auf ihn, hat Lenau für immer an sie gefesselt. Als neue Erkenntnis möchte ich aussprechen: unlöslicher war der Dichter gekettet an die stets Lockende und sich Versagende, als hätte sie jemals ihn wirklich erhört. Wo ein volles Besitzen wie bei Schilflottchen noch möglich war, verzichtete er am Ende stets selber. Nur was unerreichar wie seine Sophie, vermochte an Stelle der Mutter zu treten.

Und noch eins deckt diese Wechselbeziehung unzweifelhaft auf: den Zusammenhang zwischen Liebe und Glauben bei unserem Dichter. Als Kind war Lenau überaus fromm und betete täglich zu Morgen und Abend mit tiefster Inbrunst, wie seine Mutter ihn gelehrt. »Unter einen blühenden Apfelbaum in unserem Hof pflegte ich oft hinzuknien und inbrünstig zu beten,« erzählte er Max in späteren Jahren. Ein Hauptvergnügen war es für den Knaben, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, und manch-

mal predigte er so ergreifend, daß seiner Mutter und noch mehr seiner alten Wärterin Walburga die hellen Tränen über die Wangen liefen, wiederum also ein Produzieren vor den Meistgeliebten mit tiefer, ersichtlicher Wirkung auf diese. Selbst noch als Mann sprach Lenau mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, welche ihn durchströmte, als er das erste Mal rein wie ein Engel von der Beichte gegangen. Erst Onkel Mihitsch, der Husar, ein von Lenau Geliebter, hat später den Zweifel in die Seele des Fünfzehnjährigen gesenkt, wie ein Jahr zuvor schon Pope Rudy. Fortab schwankt Lenau zwischen Gottesglauben und tiefstem Skeptizismus je nach der Befriedigung seines Herzens. Der liebende Dichter ist stets auch fromm, der an Liebe verzweifelnde, auch wenn er homosexuell empfindet — Vorbild Mihitsch — wird immer ungläubig. Der erstere schreibt den »Savonarola«, der andere den »Faust« und »Die Albigenser«, deren »Held der Zweifel«. Bezeichnend ist da ein kleiner Zug, den Frankl uns mitteilt. Als Lenau den »Faust« zuerst im Hause Löwenthal vorlas, schien dieser noch ganz pantheistisch zu sein. Der bald darauf gedruckte aber hatte durch einen neuen Epilog »einen unerwartet christlichen Einschlag erhalten«. Dazwischen aber lag die frühere intime Aussprache der Liebenden. Sophiens erstem Liebesgedicht endlich, in welchem sie den Wunsch, ihn zu heilen, kundgab, verdanken wir nach Lenaus eigenem Wort seinen »Savonarola«.

Immer enger weben in des Dichters Seele sich Herzensneigung und Frömmigkeit zu einer ganz unauflösbaren Einheit. »Ich kann nicht an Gott denken, ohne an Dich zu denken!« heißt es in einem der allerfrühesten Liebeszettel. »Gerade in den seligsten Momenten hatte ich gar nichts gedacht, sondern war untergegangen in meiner Liebe wie in Gott zur Zeit des Gebetes.« Nach Jahr und Tag noch schreibt er in den »Liebesklängen«: »Meine Liebe hängt durchaus mit meiner Religion zusammen. Ich kann die eine nicht aufgeben ohne die andere.« Und ein andermal wieder: »Überall, wo ich Gottes starke Hand fühle, spüre ich auch deine liebe Hand, und ich kann oft beide nicht von einander unterscheiden.«

Die Geliebte wird ihm förmlich zur Inkarnation der Gottheit. »Du bist ein Lieblingsgeschöpf eines persönlichen, liebenden Gottes; das drang mir tief und fest ins Herz in mancher schönen Stunde, die ich mit Dir leben durfte. Wenn ich Dich liebe, steh' ich bei Gott, denn er ist in Dir.« Und als er nachts »mit schönen, seligen Gedanken« an sie erwacht, da »war es mir auf einmal sonnenklar, was Gott mit unserer Liebe will. Sie ist ein Teil seiner eigenen Liebe.« »Gott erhalte mir Ihr Herz,« heißt es fast drohend in einem der offiziellen Briefe, »wenn er will, daß ich ihm dienen soll.«

Es ist interessant, wie diese beiden unglücklichen Menschen aus unbefriedigter Erotik heraus gleichmäßig den Glauben ans Jenseits finden, wo »einzig unsere Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte«. Wenn schon die 17jährige Sophie nach dem Bruche mit Köchel sich damit getröstet, nach dem Tode werde sie mit dem Geliebten zusammentreffen am Throne Gottes und frei von jedweder irdischen Hemmung, so fühlt sie jetzt bei Lenau nicht anders. Wiederholt will dieser die »eiserne Schranke« übersetzen. Sie aber weist ihn ab mit mahnender Tröstung auf das Leben dort und vermag dem Verlangenden stets noch zu wehren. Ja, sogar mit ihrem eigenen Glauben versteht sie den Geliebten allmählich zu füllen, wobei ihr dieser freilich mit seinem infantilen Empfinden auf halbem Wege entgegenkam. »Ich habe in früheren Zeiten an der Unsterblichkeit gezweifelt; jetzt lehrt mich die Not, mich an diesen Glauben klammern. Ich muß Vergeltung hoffen, wenn ich nicht verzweifeln und alles zerbrechen und hinwerfen soll . . . Wenn zwei Menschen so zusammengehören wie wir, so können sie auch hoffen, daß sie einmal zusammenkommen. Unser Glück darf uns nicht vorenthalten werden. Wir werden es dort finden. Das wäre ein Riß durch unsere ganze Ewigkeit, wenn's nicht so käme. Es muß!« Und den Himmel selber vermag er sich nicht anders zu denken, »als daß dort sicher und bleibend sein wird, was hier unsicher und flüchtig. Ich male mir's gern aus, wie es wäre: Meine Luft Dein Atem, mein Licht Dein Auge, mein Trank Dein Wort, meine Speise Dein Kuß, mein Lager Dein

Herz, mein Wandel das Reich Gottes mit Dir, mit Dir! Liebe Sophie!«

Es kann nicht meine Aufgabe sein, der Liebe jener beiden großen Herzen mit doch immer dürftigen Worten zu folgen. Weit besser, als es ein Unbeteiligter je vermöchte, besorgen ein solches die Liebeszettel, welche auch dem Dichter das Liebste waren, was er geschrieben, die lesen müsse, wer ihn kennen wolle. Nur ärztlich und seelisch darf man die Linien ein wenig nachziehen, hier abzuschatten, dort wieder aufzuhellen versuchen und vor allem tiefer zu motivieren aus dem Infantilen und Krankhaften heraus. Zunächst bedünkt mich, man wird die Liebe jener beiden Menschen nie ganz gerecht und wahrhaft beurteilen ohne Kenntnis der modernen Neurologie. Im Eingang dieser Zeilen führte ich schon aus, warum sich Sophie trotz aller Leidenschaft so spröde verhielt und verhalten konnte. Was für den Naiven wie Tugend aussieht, war nach meiner Klarlegung nur Unempfindlichkeit für das Letzte, nur Sophiens hysterische Anästhesie. Sie brauchte keinen Gatten, sondern höchstens, um paradox zu reden, einen Kußliebhaber. In Eroticis nämlich verzichtet man nie auf das, was am genüßlichsten ist, zumal nicht mit 26 Jahren. Man kann es vielleicht aus äußeren Gründen sich noch abringen, die Sitte niemals gröblich zu verletzen, doch man ringt es sich ab unter schwerstem Kampf und mächtigster Erschütterung, welche die Gesundheit bedenklich schädigen. Aber freiwillig, schmerz- und eigentlich folgenlos darauf zu verzichten, vermag kein Heiliger, nur Anästhetische. So lagen die Dinge bei Sophie Löwenthal. Und wenn auch Lenau weit mindere Folgen von der steten frustranen Erregung davontrug als etwa ein Gesunder an seiner Stelle, so dankte er dies einzig seiner Belastung. Ein jeder Normalmensch wäre unter den gleichen Bedingungen wie jene beiden an schwerer Angstneurose erkrankt. Sie aber wurden vor diesem Übel durch ein noch größeres behütet, indem, wie so häufig, die schwerere Neurose die leichtere erschlug, bei Sophie die Hysterie, beim Dichter seine schwere Belastung.

Nur einiges durchaus Bezeichnende war auf psychischem

Gebiete doch übrig geblieben. Sophie ist nämlich nicht angstneurotisch, wohl aber eifersüchtig geworden, wie mehr oder weniger jegliche Frau, die geschlechtlich nicht volle Befriedigung findet. Bloß das erschöpfend genießende Weib kommt schwer auf den Einfall, der Geliebte könne ihr untreu werden; ein nicht oder mindest zu wenig befriedigtes fürchtet da immer, der Partner halte sich anderswo schadlos. Auch Sophie wird das ganze Verhältnis hindurch die Sorge nicht los, eine Rivalin könne sie einmal ausstechen, zumal wenn Lenau in der Ferne weilte. Stets will sie hören, wo und mit wem er gesellschaftlich umgeht, und besonders, welche Geschlechtsgenossinnen ihm ihre Bewunderung zu Füßen legten. Liest man das mehr als verzückte Buch der Emma Niendorf mit Stellen darin, wie: »So kommt keiner wieder, der so geliebt ward und beweint!«, »Man erwartete ihn, wie das Glück, wie den Frühling«, »Es war stets Lenaus Los, Eifersucht unter seinen Freunden zu entzünden« — wäre man versucht, ihr fast recht zu geben, wenn man dieses Phänomen nicht so allgemein fände, auch an keineswegs so begehrenswerten Männern. Bei Sophie aber spielten noch andere unbewußte Motive mit. »Der Zweifel findet bei Dir gleich alle Türen offen und Du lockst ihn gerne selbst herbei. Wenn Du mein Herz nicht hämmern hörst, daß es zu zerspringen droht, so glaubst du gleich, es stehe still,« wirft ihr mit Recht unser Dichter vor. Und auf der Höhe der ersten Seligkeit: »Hinter Deinem Glück lauscht immer der Zweifel und bei der geringsten Veranlassung springt er hervor und will Dir alles zerstören. Schon schwindet mir die Hoffnung, daß ich Dich je werde heilen können.« Nur ist es ein Irrtum, wenn Lenau meint, dies wurzle in ihrer unmäßigen Bescheidenheit. Mich dünkt, sie wollte im Grunde gar nicht glauben müssen, sie hat ihre Zweifel direkt gehätschelt. Wenn es sie nämlich stets wieder verlangt, von Lenau Versicherungen ewiger Liebe und Treue zn hören, so geschah dies aus dem Bewußtsein heraus, dem Geliebten nie alles werden zu können, weil sie ihm die letzte natürliche Befriedigung doch immer vorenthalten mußte. Das ist die tiefste Wurzel ihrer Furcht,

ihm nicht zu genügen. Denn sie genügte ihm tatsächlich nicht, wenn auch in etwas anderer Weise, als sie stets vorgab.[1])

Ob dies der Dichter nicht ebenso fühlte, da er sie einmal sein höchstes Glück und seine tiefste Wunde nannte? In einzelnen Momenten, wenn sie besonders liebreich gewesen, auch seinem Verlangen weit mehr entgegengekommen war, als sie zu Anfang beabsichtigt hatte, konnte er sich trösten über sein Glück, das, ob auch nicht vollständig, doch »als Bruchstück eines Himmels voll Freuden mehr Wert besitze als das Glück von Tausenden in seiner kümmerlichen Vollständigkeit«. Ja, er möchte sich einreden, es wäre beinahe »Versündigung an ihrer Seele, wenn ihr körperlicher Besitz ihm unentbehrlich wäre«. Natürlich hinderte dies nicht, daß er in Bälde wider die »eiserne Schranke« anstürmte in Wort und Tat. Nur wenn er gar zu ungebärdig worden, vielleicht auch harte Worte gesprochen, dann ward sie recht traurig. Hinterdrein erschien ihm sein Vorgehen selber ganz unbegreiflich, so »wie ein wunderlich böser Traum, der seine Seele gar nichts angehe,« und sein fürderes Leben just gut genug, jene argen Worte wieder gutzumachen. »Meine Liebe ist so groß, daß mein Herz manchmal verwirrt wird und sie nicht fassen kann und dann zu Bewegungen getrieben wird, die an Wahnsinn streifen und Dir wehtun. Darum glaube ich fest, daß dieser Liebe eine Ewigkeit vorenthalten ist, wo sie sich frei und ganz wird ausbreiten können.«

Das ewig ungestillte Verlangen der beiden Liebenden trieb aber noch andere, fast möchte ich sagen: physiologische Blüten. Nicht bloß, daß Sophie sich Vorwürfe machte, beunruhigend eingedrungen zu sein in Lenaus Leben, ein andermal wieder, an ihrem Adel zu verlieren, weil sie sich häuslich betätigen müsse; viel ärger, dieweil im Grunde berechtigt, waren die häufigen Selbstanklagen, keine tugendhafte Frau mehr zu sein, ihre sittliche Würde verloren zu haben, was Lenau stets heftig und ehrlich bestritt, und ein ängstliches Grübeln über ihren Wert. Es ist psychologisch hoch-

[1]) Eine weitere, äußerst wichtige Wurzel werde ich später zu berühren haben.

interessant, daß die Frau, welche wirklich gesündigt hat wider den gesellschaftlichen Sittenkodex, etwa als gebundene Ehegattin sich dem Geliebten hingegeben hat oder aber mit dem Mann einer anderen ein Verhältnis begann, daß solche Frauen sich eigentlich gar nicht recht schuldig fühlen. Und wenn sie es tun, doch höchstens mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen. Also etwa, zur Rede gestellt, mit dem Verstand ihren Fehl bekennen, doch ohne jede Affektbetonung, d. h. ohne peinliches Schuldgefühl und Bedrücktheit der Seele. Im Innersten nämlich wird die fehlende, weil genießende Frau nie recht unglücklich, empfindet vielmehr, nicht anders zu können, und ist kraft ihrer tiefsten Natur noch rein und darum schuldlos glücklich, ob sie auch soziale Satzung übertrat. Ganz anders ein Weib, welches einzig in Phantasien gesündigt, sich über die Schranken hinwegsetzen wollte, ohne doch den Mut zur Tat je zu finden. Sie hat sich äußerlich nicht verfehlt, blieb also gesellschaftlich rein und keusch und fühlt sich doch allezeit recht unglücklich, damit erweisend, wie sehr sie durch äußere Sauberkeit das Gesetz der Natur mißachtet hat. Und sie rechnet sich selber das bloße Wollen und Gedankensünden weit ärger an und verdammenswerter als jene Mutige, nur gesetzlich Schuldige, ihr wirkliches Tun. Dies war der Fall bei Lenaus Geliebter.

Aus diesem nur schlummernden Schuldgefühl heraus ist ihre oft traurige Stimmung zu erklären, wie aus der Verschiebung auf scheinbar Berechtigtes die häufigsten Redensarten von »Höherstehen, Herabziehen und dgl.« Lenau gegenüber. Es war nicht Demut vor seinem Genie, wie der Dichter vermeint, sondern einzig die voll zutreffende Erkenntnis, daß der auf das Letzte losstürmende Geliebte in sittlicher Hinsicht höherstünde als die sich korrekt-unehrlich Versagende. Mich dünkt es bezeichnend, daß Lenau gar nichts so heftig bekämpft als ihre Selbstpein ob mangelnder Sittlichkeit, an der er sich freilich mitschuldig fühlte. Tat doch Sophie im Grunde nichts anderes, als was er von der Mutter, wenn auch vergebens, in der Jugend ersehnt. Bei jener umfängt ihn »das Gefühl der Sicherheit, Aufgehobenheit und innersten Versorgt-

heit«, wie man es einzig als hilfloses Kind bei der Mutter empfindet. Immer wieder entdeckt er Ähnlichkeit mit dieser an seiner Geliebten. In der »liebevollen Nachgiebigkeit«, die gerade ihren »hohen Reiz« und ihre »Unwiderstehlichkeit«[1]) ausmachten, in der »demütigen Hoheit«, durch welche sie jegliche Nebenbuhlerin »tausend- und tausendmal überstrahle«, in der steten Furcht, ihn verlieren zu können, und endlich in zahllosen anderen Zügen, die einzig nur ein Liebender schaut. Wie immer Sophie sich anstellen mochte, sie konnte gar nicht anders als seiner Mutter nachgeraten, die ihr, wie unser Dichter glaubt, ihn als »vorbestimmtes Erbe zurückgelassen« habe. Darum »huldige ich Dir, wie ich keinem erschaffenen Wesen sonst huldigen könnte. Ich verletze aber auch Rücksichten gegen Dich, die ich bei niemand anderem außer acht ließe,« ausgenommen einzig — bei seiner Mutter, dürfen wir ergänzen. Wie diese dereinst dem ungebärdigen und in seiner Liebe doch gefügigen Knaben, so darf jetzt Sophie als einziges Weib dem reifen Dichter Vorwürfe machen, sogar mit Unrecht über seine Falschheit, ohne ihn doch auf immer zurückzustoßen. Wenn sich auch öfters der Gedanke meldet: »Entschlage Dich dieser Abhängigkeit, gestatte diesem Weibe keinen so mächtigen Einfluß auf Deine Stimmungen, kein Mensch auf Erden soll Dich so beherschen«, so »stieß er diesen Gedanken doch bald wieder zurück als einen Verräter an seiner Liebe und bot sein reizbares Herz wieder gern ihren zärtlichen Mißhandlungen dar«. Und ganz wie einst der klagenden Mutter, schreibt er auch ihr: »Du bist die höchste Gewalt für mich. Du bist nicht rechtlos; Du hast als meine Königin mein Leben in der Hand.« »Du unbegreiflich liebes Weib!«

Ja, ich zweifle sogar, daß die beiden Liebenden trotz aller Klagen ihr Verhältnis gar so entsetzlich empfanden. Mich dünkt es für sie, wie sie eben geschaffen, die einzig

[1]) Man beachte, wie Lenau ihr jetzt spontan das nämliche Epitheton ornans beilegt, an dem er sich zu Anfang ihrer Bekanntschaft so arg gestossen. Freilich, es floß jetzt aus ihrer Demut wie früher aus ihren steten Erfolgen den Männern gegenüber.

mögliche Form ihrer Liebe, die einzige mindest, die Dauer verhieß und jenes unlösliche Zusammenhangen durch viele Jahre. Die sexuell anästhetische Sophie wie unser schwerbelasteter Dichter mit dem Stigma des Assoziationswiderwillens, d. h. der Unfähigkeit, sein Ich auf die Länge oder gar für immer mit irgend etwas zu verknüpfen, und sei es auch das geliebteste Weib, sie wären gar bald ernüchtert worden in einer ruhigen, erlaubten Ehe. Nur wenn sie sich immer von neuem wieder erobern mußten, allzeit in Sorge vor möglicher Trennung, wenn sie gegen eine ganze Welt sich durchzusetzen hatten, dann fühlten sie sich wahrhaft unlösbar verbunden. Ein ruhiges Glück ist weder dem Schwerbelasteten beschieden noch einer unempfindlichen Frau.[1])

Wie wenig unglücklich der vielbejammerte Kampf sie machte, beweisen uns Stellen der »Liebesklänge«. So quälte Lenau einst die Besorgnis, was sie sich wohl dächte von seiner beständigen Inkonsequenz, »diesen ewig zerscheiternden Vorsätzen, einmal ruhig zu sein«. Da kommt nun ein sehr bezeichnendes Geständnis: »Recht ehrlich und fest hab' ich mir's doch eigentlich nie vorgenommen. Es war nur immer ein halber Wille. Kann ich es nicht wollen? Will ich's nicht wollen? Sie hat mir nie mit einem Winke gezeigt, daß sie mich wegen meines Ungestüms weniger achte. Das wäre das kräftigste Mittel. Niemand kennt mich wie sie, darum wäre mir ein Fallen in ihrer Achtung der schmerzlichste Verlust. Darum bitte ich sie aber auch dringend um unbedingte Offenherzigkeit in diesem Punkte. Jede Täuschung wäre hier gefährlich, weil sie später gewiß zu einem tragischen Ende führen müßte.«

Wie betrug sich nun Sophie, der weibliche Partner? Hat sie ihm irgendwann in all den Jahren Mißachtung gezeigt,

[1]) Einer von Lenaus geliebtesten Freunden und genauer Kenner seiner Psyche, Anastasius Grün, schreibt in seiner biographischen Einleitung zu des Dichters Werken: »Die von A. X. Schurz geäußerte Bemerkung, daß diese Frau, ‚wäre sie noch ein Mädchen gewesen, ihm vielleicht sein Himmel auf Erden geworden sein würde‘, können wir nur mit nachdrücklicher Betonung des Wörtchens ‚vielleicht‘ wiederholen; die Hinweisung auf Lenaus Begegnung mit Lotte wird unsere schmerzlichen Zweifel rechtfertigen.«

oder daß sie in vollem Ernste grolle? Des nahm sie sich gar wohl in acht. Sie konnte dem Geliebten zuweilen zürnen, ihn mit einem traurigen Blick verlassen, ja selbst zurückstoßen, doch im Grunde mochte sie ihn gar nicht anders, denn ewig anbetend, rastlos vorstürmend und nie genießend. In lichten Momenten hat Lenau mitunter dies klar gefühlt: »Du bist eine Närrin und ich bin ein Narr,« schreibt er im Jahre 1837. »Ein Anlauf, ein rasender, um hinüberzuspringen, und am tiefen, schwarzen Graben wieder umkehren, und und wieder ein Anlauf, und wieder umkehren. Wenn das nicht eine von den Höllenqualen ist!« Und dennoch war just diese Hölle die äußerste Seligkeit, so ihm noch möglich. »Hätt' ich dich nicht gefunden, so hätt' ich auch nie erfahren, was es heißt, von einem Weibe geliebt zu werden, die es wert ist, *daß mir mein Unglück das Liebste, ist was ich habe. Ich habe mir nie ein Glück geträumt, wogegen ich dieses Unglück vertauschen möchte.*« Sophie aber war's, welche stets die entscheidenden Stichworte gab: »Es ist ein Bund auf ewig!«, »Du bist mir verfallen!«, »Eins von uns beiden muß wahnsinnig werden!« Sie konnte gelegentlich mit der Idee eines unvermerkten Selbstmordes spielen, auf ihre Gesundheit geflissentlich anstürmen, sei's, weil sie ihre Lage in einzelnen Momenten unerträglich fand, sei's, um den Geliebten und die Angehörigen tief zu erschrecken und gefügig zu machen. Im großen und ganzen aber blieb das Verhältnis, just wie es sich entwickelt hatte, ihr am erwünschtesten. Darum auch ward es, wie es geworden.

Nochmals aber sei darauf hingewiesen, was ich schon ganz zu Anfang betonte: Es hat gar niemand irgendein Recht, jener hochgemuten Frau über ihr Empfinden und daraus notwendig geborenes Handeln Vorwürfe zu schmieden, nicht einmal dann, wenn sie in leidenschaftlicher Glut sich hingegeben, die Ehe auch physisch gebrochen hätte. Sie stünde selbst dann, will mich bedünken, sittlich nicht tiefer. Wie so häufig im Leben, hat hier die Hysterie eine Frau vor dem Alleräußersten bewahrt. Von einer höheren Warte gesehen, wenn auch nicht von der des Strafgesetzbuches, das für die

Alltäglichkeit zugeschnitten ist, besteht zwischen einem Wollen und Tun kein Unterschied mehr, zumal wenn sich jenes soweit in Entgegenkommen umsetzt. Nur wird man von ebenderselben Höhe sogar ein ehebrecherisches Handeln entschuldigt finden durch seine innerste Notwendigkeit. Man hat weder ein Recht, hier zu verdammen, noch, wenn das Äußerste vermieden wird, Lobhymnen zu singen. Wie einer in solcher Lage vorgeht, das ist sein Fatum, dem selbst die Gottheit sich nicht entzieht. Er handelt einfach, wie er handeln muß, ohne Rücksicht auf Preis oder Tadel der Welt, ja des eigenen Gewissens. Und führte man etwa den ethischen Standpunkt da noch ins Treffen, Rücksichten auf Emporentwicklung des Menschengeschlechtes, möchte ich doch fragen, wenn einem Verhältnis eine Dichtung entsprießt, wie die »Liebesklänge«, das Herrlichste wohl, was Lenau je schuf, ob solch ein Produkt nicht reichlich die Unsterblichkeit einer bürgerlich ehrbaren Familie aufwiegt samt aller legitimen Nachkommenschaft. Dem Ungläubigen aber und nicht zu Bekehrenden sei zugerufen, was wohl der moralischeste aller großen Dichter, Friedrich von Schiller, seiner Schwester einst sagte: »Ein Mensch, der liebt, tritt sozusagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind.«

## VI.

Kehren wir nach diesem allgemeinen und psychologischen Ausblick zur Chronologie der Ereignisse zurück. Zweimal bestand für Sophie Löwenthal hohe Gefahr, den Geliebten zu verlieren. Einmal im Jahre 1839 an Karoline Unger, dann noch eminenter im Jahre 1844 an Marie Behrends. Das erste Mal wurde sie davor bewahrt durch die Minderwertigkeit jener anderen nebst ihrer klugen Frauentaktik, das zweite Mal war der Konflikt nur lösbar, indem der Dichter wahnsinnig wurde. Ich will versuchen, hier beide Episoden zu analysieren.

Vom April des Jahres 1836, da die »Liebesklänge« ihren Anfang nehmen, bis zum Juni 1839, dem ersten Zusammentreffen mit der Unger zeigt Lenaus Liebe Aufstieg und Fall in einer beinahe dramatischen Form. Die erste Periode, bis etwa Mai 1835, ist nach Sophiens zutreffendem Wort »vielleicht die glücklichste seines Lebens« zu heißen. »Es war seine Weihnachtszeit. Selten wurde seine heitere Ruhe durch Mahnungen der Vergangenheit gestört.« Seine Liebe wuchs in alle Himmel der Seligkeit. Zwei Höhepunkte sind zu verzeichnen: der 20. November 1837 und der 4. Januar des folgenden Jahres. Das erste Mal jubelt der Liebeszettel: »Mir geht es wie Dir. Was kann ich schreiben? Nach einem solchen Sturm von Freude mit schwachen Worten herumfächeln, was heißt das?... Mein Herz zittert noch. Ich liebe Dich unaussprechlich. Vergiß diese Stunde nicht. Sie wiegt alles tausendfach auf, was wir gelitten. Wenn ich Dich auch nicht ganz haben durfte, so hatte ich doch mehr, als meine schönsten Träume jemals für möglich hielten. Wie reich bist Du! Wieviel kannst Du geben, wenn Du noch so viel zurückbehältst!« Und das andere Mal wieder: »O, welch ein Abend! Heute hat sich mein Herz ganz geöffnet. Bis jetzt unbekannte Wonnen haben mich überströmt. Ich bin in diesem Augenblick selig. Ich habe keinen Wunsch, als Dir Freude zu machen. Ich möchte noch heute nach Penzing laufen und Dir Deinen Hund holen, weil Du ihn so gerne hast, Herzerl! Wie warst Du diesen Abend! O, nur ein paar solche Abende jenseits, so hat es mit dem Himmel seine Richtigkeit. Worin könnte denn auch die Freude dort bestehen, als daß wir noch inniger lieben werden als hier.... Ich bin heute wirklich auch viel besser als gestern. In solchen Stunden wachsen wir dem ewigen Leben zu. Ich bin sehr glücklich«. Allerdings, es fehlt auch nicht an Momenten finsteren Unmuts, zumal wenn seine Sinnlichkeit anfbäumte, wie im Februar, März und Mai des Jahres 1837. So schreibt er einmal, als er sich an der »eisernen Schranke« wieder blutig gestoßen und Sophie obendrein arg verletzt hatte: »Der heutige Tag war einer der traurigsten, ja er war der traurigste meines Lebens.« Allein das waren doch immer

nur einzelne trübe Momente, für welche er sich in seligen Nachtträumen schadlos hielt — ohne jegliche Schranke.

Hingegen begann vom Mai des Jahres 1838 seine Liebe wirklich leise und allmählich abzuflauen, wenn auch die zeitweilige Sommertrennung oder Furcht für Leben und Gesundheit der Geliebten sie scheinbar zu alter Höhe trieb, ja sogar im Oktober 1838 ihm noch das feurige Bekenntnis entschlüpfte: »Du bist unermeßlich reich, denn Du hast die Mittel, mir glückliche Stunden zu schaffen, und das hat die ganze übrige Welt nicht.« Am ehesten hat dies wie immer der weibliche Partner erfühlt, der nun mit gewohnten hysterischen Mätzchen, vorgeschützter und natürlich stark übertriebener Kränklichkeit, provozierter Leib- und Lebensgefahr den Ungetreuen zu fesseln versucht und damit wirklich vorübergehend stachelt. Bald aber drängte Sophie sich die Erkenntnis auf, daß Lenau sich wohl in acht nehmen würde, sie je zu heiraten, schon um seine Freiheit nicht einzubüßen. Und auch ihm selber kommt es oft vor, als schlummere eine Kraft in seinem Innern, die er bloß heraufzulassen brauche, um aller Fesseln ledig zu werden. Ja, er braut eine ganze Philosophie sich zurecht, daß Sophie ihn verlassen möchte, es aber nicht könne, er wieder könne, ohne je zu mögen. Einzig im Falle einer ungeheuren, erwiesenen Kränkung würde er diese Fähigkeit nützen. Allein so sehr sich Lenau sträubt, das Nachlassen seiner Gefühle zu merken, es verrät sich in allerlei kleinen Zügen. Sein Herz wird jetzt häufig von dem Wechsel geplagt zwischen äußerster Wonne und eisigem Krampf. Auch Maxens[1]) Gegenwart wird ihm nun

[1]) Ich will hier ein neues Motiv ergänzen, das diesen über verschiedene Bedenklichkeiten hinwegsehen ließ im Verhältnis Lenaus zu seiner Gattin. Man findet recht häufig eine ganz merkwürdige Sympathie des betrogenen Ehemannes für den Freund seiner Frau, der ihm Hörner aufsetzt. Die Erfahrung bei unseren Nervenkranken hat uns belehrt, daß dies regelmäßig herrührt von einer — homosexuellen Neigung des Ehemannes zum Verführer seiner Gattin. Er benützt dann seine homosexuelle Neigung, um nichts zu merken. Das Nämliche gilt mutatis mutandis von Max Löwenthal. Von der ersten Stunde, da er alles aufbietet, den berühmten und heißbewunderten Dichter in sein Haus zu ziehen, bis zu dessen Tode ist er in jenen völlig

bis zur Unleidlichkeit störend. Am bezeichnendsten aber bedünkt mich eins: der Zweifel an der eigenen Glut wird nach außen projiziert und setzt sich in Zweifel an der Neigung der Geliebten um. »Ich muß, wenn uns der Frühling unserer Liebe dahin ist, doppelt um ihn trauern, weil uns die Frucht des Sommers versagt geblieben,« schreibt er im Oktober 1838. »Wer weiß, ob der alte Zug der Sehnsucht in Deinem Herzen wieder erwachte, wenn uns das Zusammensein erschwert würde. Waren wir ja doch getrennt im letzten Sommer und ich glaubte, Dein Herz hat damals viel ruhiger gepocht, als einst, wenn Du meiner gedachtest. Hat sich Deine Sehnsucht überwacht? Ist sie des Weges müde geworden, wo kein Ziel erreicht werden kann! Hab' ich in Deinen Augen verloren und findest Du mich geringer, als Du mich einst glaubtest? Hat Deine Liebe wirklich eine Meinung und einen Verlauf? Solche Fragen kommen mir oft und machen mich dann sehr finster.« Und als er am nächsten Tage die Zeilen überliest, findet er sie »ganz recht. Ist es nicht mehr wie einst, so ist es gar nichts. Wenn die Liebe nicht mehr Dein ganzes Wesen erfüllt, so ist sie fort.« Dann folgt eine lange, mehrmonatliche Pause in den Liebeszetteln bis zum April des nächsten Jahres. Aber selbst, was 1839 an Liebeszetteln überhaupt bringt, ist äußerst spärlich.

Auch sonst ist sehr wenig über jene Monate des Schweigens bekannt. Nur das eine erfahren wir aus Maxens Tagebuch, daß vielerlei körperliche Gebreste den Dichter in diesem Winter heimsuchten, ja ihm sogar die Aussprüche erpreßten: »Es ist nichts mit dem Leben!«, »Das Leben ist

verliebt, was manches sonst Unbegreifliche erklärt. Auch in Maxens Tagebuch, das Castle wenigstens zum Teil publizierte, finden sich Belege, die mindest den Fachmann überzeugen dürften. Eine Stelle will ich zitieren: »Wie an poetischer Schöpferkraft und Tiefsinn, steht auch an Adel der Seele, an unbeugsamer Selbständigkeit des Charakters Niembsch unter unseren Dichtern einzig da. Sie sind ein klägliches Völkchen, diese Dichter.« Und dann nochmals an der nämlichen Stelle: »Es ist ein klägliches Völkchen und der Umgang mit ihnen in gar keiner Beziehung förderlich oder auch nur erquicklich. Und so gehe ich denn auch allein oder nur von Niembsch begleitet meinen Weg.«

eine Infamie!« Auch für das allmähliche Abflauen seiner Liebe bringt jener Winter des Mißvergnügens zwei wichtige Indizienbeweise. Zunächst rücken jetzt »Die Albigenser« vor, deren Held der Zweifel, und dann wird die Geige wieder hervorgeholt und fleißiger als je gestrichen. Am 11. September 1839 schreibt er an Emilie: »Meine Albingenser beschäftigen mich aufs lebhafteste. Das wird ein tüchtiges Gedicht werden mit Gottes Hilfe. Der Stoff spielt mir in alle Regionen meines Herzens hinein.« Was aber das Geigenspiel anbelangt, so habe ich dessen sexualsymbolische Bedeutung bereits im Früheren abgehandelt. Entscheidend und die Bedeutung erweisend ist, daß er es stets beiseite stellt, sobald er ein großes Liebesglück gefunden, wie zu Anfang etwa bei seiner Sophie, und immer von neuem wieder hervorholt und feurig übt, wenn ihn das Verlangen nach einer großen Liebe erfaßt. So auch in diesem liebearmen Winter, der seiner Entflammtheit für Karoline Unger vorausging.

Ehe ich auf diese zu sprechen komme, sei noch der Wandel in Lenaus Liebe schärfer begründet. Ich habe immer nachdrücklich betont, daß weitaus die allermeisten Männer — so auch unser Dichter — das Weib ihres Herzens nach dem Vorbild der eigenen Mutter wählen, weil diese die wirklich Erstgeliebte war. Die Höherentwicklung des Menschengeschlechtes macht es notwendig, daß einmal die Liebe von dieser abgezogen wird und übertragen auf eine andere, wenn ihr auch ähnliche. Nicht selten gelingt die Übertragung schlecht oder überhaupt nicht, so daß der Mensch zeitlebens an seiner Mutter hängt und von ihr nicht loskommt, nie sich ein Weib zu nehmen vermag, das Mädchen hinwieder, welches analog seinen Vater liebte, auch in einer etwa vollzogenen Ehe doch sexuell anästhetisch bleibt. Auf unseren Dichter angewendet, können wir sagen: er liebte in Sophie einmal die längstverstorbene Mutter, deren Potenzierung sie eigentlich war, aber auch die sinnlich Begehrenswerte, welche seine Mutter ihm nur in unterdrückten Phantasien gewesen. Von dieser sinnlichen Komponente aus gelingt bei Normalen die Übertragung meist gut. Bei Lenau jedoch war dies nicht

möglich, zumal sich Sophie ihm physisch versagte. Was in diesem Winter hauptsächlich an seiner Liebe sich änderte, war nicht das Vorbild jener Urgeliebten, das im Gegenteil fortab stets leuchtender hervortritt, sondern einzig die sinnliche Komponente, die auf die Länge ohne völlige körperliche Befriedigung nicht zu leben vermag. Sophie entsprach jetzt ganz und rein der Mutter, wie sie wirklich gewesen, doch nicht mehr jener phantasiert-erträumten, die alles gewährte, auch Liebeswonnen.

Die letzteren hatte er einst bei jener zu finden gehofft, welchen Traum dieser Winter endgültig einsargte. Nun wissen wir aus der Psychologie, daß solch ein Verlangen nicht spurlos unterdrückt werden kann. Es geht ja keinerlei Energie im Weltall verloren, auch keine psychische, sie kann nur umgewandelt werden in eine andere Form von Kraft. Und da lehrt die Erfahrung, daß eine unterdrückte Empfindung am liebsten benützt wird zur Verstärkung des Gegenteils. Wenn Lenau z. B. seine Sinnlichkeit dauernd niederjochen muß, so braucht er sie dazu, die hohe Wertschätzung weiblicher Sittlichkeit, welche schon der Knabe an der geliebten Mutter,[1]) der Gereifte bereits am Beginn seiner Neigung zu Sophie Löwenthal empfunden hatte, maßlos zu steigern. Immer mehr wird Sophie, wie dereinst die andere, ihm Verkörperung der höchsten Sittlichkeit. Auch wenn ihn die Sehnsucht nach Weib und Kind zeitweise zu anderen Sternen treibt, bleibt jene doch stets die oberste Instanz, ohne deren Zustimmung die Übertragung einfach unmöglich wäre, so wie es einst bei der Mutter gewesen.

Am 24. Juni 1839 sah Lenau zum ersten Male Karoline

[1]) Zwei Züge von ihr waren Lenau unzweifelhaft ebenso bekannt, wie seiner Schwester, die es ihrem Manne Schurz überlieferte. Therese Maigraber hatte ihrem künftigen Gatten geschworen, wenn sie eher Mutter würde als sein Weib, diese Schmach nicht überleben zu wollen. Als Ehefrau erwehrte sie sich eines berüchtigten Raufboldes und Wüstlings, trotzdem sie dieser mit drei Fanghunden im Bett überraschte. Weder Drohungen noch Verheißungen machten sie gefügig, ja zum Schlusse ergriff sie sogar ein Messer und »schwor, ihn zu erstechen, wenn er sie nicht augenblicklich verließe, was er, so kühner Entschlossenheit gegenüber, denn flugs auch tat.«

Unger in einer Gesellschaft, wo sie »ein singendes Gewitter von Leidenschaft« auf ihn losließ. Trotz alles Ankämpfens war er derart erschüttert, daß er »es nicht verhalten konnte«. »Da faßte mich«, schrieb er an Sophie, »als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib und ich trat ans Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt; das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte denken sollen, daß es ein Stärkerer war als sie und ich, der durch ihr Herz gegangen und meines, und vor dem wir beide gleich gebeugt dastanden, als es wieder still war.« Diese Stelle dünkt mich äußerst bezeichnend. Von einem Weibe besiegt zu werden, und sei es auch nur durch die Macht der Töne, erschien dem einstigen Muttersöhnchen völlig unleidlich. Erst als sich jene demütig erwiesen und ebenso wie er durch eine höhere Gewalt bezwungen, ist der Weg zu seinem Herzen frei.

Sophie merkt augenblicklich die große Gefahr, ja sie tritt sogar aus der Reserve heraus, die sie allzeit gewohnt war. Unverhohlen spricht sie in ihrer Antwort die Sehnsucht nach dem Geliebten aus und den Wunsch, er möchte nach Ischl kommen, dort seine »Albigenser« vollenden. Unterdes aber blieb auch die Sängerin nicht müßig. Während ihr Spiel und Gesang »die höchste tragische Wirkung« auf ihn übten, bestrickte sie ihn obendrein durch ganz besonderes Entgegenkommen. »Von allem Anfange an packte sie ihn bei seiner schwachen Seite, der Eitelkeit,« berichtet uns Max in seinem Tagebuche. »Schon in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft brachte er ihr gesellschaftliche Opfer, welche er jedem anderen Menschen, sogar seiner nächsten und innigsten Freundin, meiner Frau, bis dahin verweigert hatte. Er verschmähte es nicht, sich fast täglich einem Schwarme von Anbetern zuzugesellen, welcher die gefeierte Sängerin umgab. Aber sie wußte ihn auch auszeichnend hervorzuziehen aus diesem Schwarme. So gestaltete sich das Verhältnis gleich in den ersten Tagen zu einem vertraulichen. Der Dichter besuchte die Schauspielerin hinter den Kulissen und ließ sich von ihr

den Eichenkranz darbringen, den sie als Norma getragen.« Nach Ischl aber schrieb er; »Karoline Unger ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarge meiner Mutter habe ich so geschluchzt wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin in Belisario gehört hatte.«

Immer trauriger werden Sophiens Antworten. Sie wünscht, daß ihre Gesundheit eine entscheidende Wendung nehme, so oder so, also wieder das bekannte Spiel mit dem Sterben. Damals vermutlich rief sie auch ihren Vater zu Hilfe und sandte dessen absprechendes Urteil über Lenau an seine eigentliche Adresse, wie ich im ersten Kapitel erzählte. Dem Geliebten aber schrieb sie, er werde bald fühlen, wie sehr sein Leben ein gelungenes sei, was dieser geflissentlich nicht versteht. Nun wird sie noch deutlicher, so daß ihr der Dichter schmerzvoll zuruft: »Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert,« dann aber vollends mit dem Bekenntnis herausrückt: »Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht es als ihre Sendung an, mein Lebeu zu versöhnen und zu beglücken.« Also ganz wie Sophie es selbst einst getan, und beide unbewußt nach der Mutter Vorbild. Die kluge Frau merkt, daß sie jetzt anders vorgehen müsse. Hatte ihr der Geliebte doch geschrieben: »Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen«. Noch ist sie seine »höchste, entscheidende Rücksicht,« was er auch Karolinen nicht hehlt. Nur Zeit gewonnen, auf daß er wieder zur Besinnung komme. Dann konnte sie hoffen, allmählich aus der Rolle der Mutter in die der Geliebten hineinzuwachsen, wenn jene Leidenschaft sich gelegt.

Als Lenau endlich nach Ischl kam, da zeigte sich bald, daß »Sophiens Gesundheit gar nicht übel sei«. Die Kluge aber hütete sich wohl, ihm direkt die Heirat verleiden zu wollen. Nur könne sie doch nicht eher stattfinden, als bis Karoline nicht mehr der Öffentlichkeit angehöre — wie Sophie voraussah, eine fast unmögliche oder mindest schwer erfüllbare Bedingung — und Lenau selber, der nicht selten ge-

radezu darben mußte, genügend Vermögen erworben hätte, »einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalt zu liefern«. Der Appell an den Stolz und die Eitelkeit des Dichters erwies sich als wirksam. Zwar ging Karoline bereitwilligst auf die Bedingungen ein. Doch auf einer Gebirgstour, die sie mit dem Dichter gemeinsam unternahm, erfolgte allmählig dessen Ernüchterung. Bezeichnenderweise zunächst durch fast kleinlich zu nennende Gründe. Sie »pflegte nämlich in einem gewissen Tone amikaler Befehlshaberschaft laut manche kleine Dienste von ihm zu fordern, z. B. Umhängen des Mantels, Rufen des Kellners u. dgl., was unseren reizbaren und den Frauen gegenüber an das gerade entgegengesetzte Verhältnis gewohnten Dichter verletzte, ja bisweilen sogar innerlich empörte. Er hatte es bisher nur erlebt, daß Frauen und Mädchen seinen Wünschen in allen Kleinigkeiten und Bedürfnissen des alltäglichen Lebens zuvorzukommen eilten, und sah sich nun zum Diener der Signora entwürdigt. Da ergriff ihn der Gedanke, daß seine Ehe mit einem so von jeher selbständigen und des Herrschens gewohnten Weibe ein unpassendes und sehr unbequemes Verhältnis sein müßte. Und dieser Gedanke«, schreibt Max am 24. November 1839 in sein Tagebuch, »wirkte seitdem fort in ihm und wird, wie kaum zweifelhaft ist, zur Tat werden.« Was Max hier mit richtigem Takte voraussah, erfüllte sich bald, zumal der Dichter die Primadonna dabei ertappte, daß sie sich um drei Jahre jünger ausgab, und endlich von ihr ruchbar wurde, sie hätte mit verschiedenen Männern schon gelebt, ja wäre von einem selbst Mutter geworden. Und er, der vor kurzem Karoline noch »eine große Frau« genannt, »entblödete sich jetzt nicht, über sie die Reimrede ‚sie ist eine Sau' laut werden zu lassen.«

Verlauf und Ende dieser kurzen Liebschaft sind hochcharakteristisch. Womit hatte Karoline Unger das Herz des Liebedürftigen erobert? Dadurch, daß sie ganz wie die Mutter sich einführte, ihm demutsvolle Hingebung zeigte und den festen Willen, sein Leben zu versöhnen und glücklich zu machen. Und wodurch verliert sie den erobert Ge-

glaubten? Weil sie der Mutter stets unähnlicher wird, statt ihm zu dienen, nun selber kleine Dienste verlangt, ihn später belügt und endlich auch noch seinem hohen Ideal von weiblicher Sittlichkeit schmählich ins Gesicht schlägt.

Die Unger-Episode war weit ominöser, als sie nach dieser kurzen Darstellung erscheinen möchte. Schwager Schurz, der getreueste aller Chronisten, berichtet darüber: »Wahrlich, die Gefahr war in diesem Jahr sehr groß, größer noch als im Winter 1831/32 nach der Entsagung auf Lotte. Ohne die Reise nach Ischl und ohne Sophiens sowohl als Karolinens beschwichtigende Gegenwart und edel verzichtendes Benehmen wäre das Unheil von 1844 wohl schon damals ausgebrochen. Und wenn man die Briefe Lenaus liest auf der Höhe der Krise und obendrein seine Klage vernimmt: »Mein treuer Jugendfreund, der Schlaf, der beste Arzt meiner früheren Leiden, ist hin. Kaum drei, vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nimmt wieder seinen Hammer zur Hand und arbeitet fort den ganzen langen Tag«, so wird man zugeben, daß Lenaus Schwestermann nicht zu schwarz gemalt hat. Selbst nach der völligen Ablösung von der Unger schreibt er noch nach Stuttgart: »Meine Gesundheit ist leidlich bis auf gewisse Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann ist mir zuweilen, als hielte der Teufel seine Jagd in dem Ganglien-Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes ‚Halloh' des Schwarzen; ohne Scherz, es ist oft zum Verzweifeln.«

Die Unger-Episode zog aber trotz ihres »guten« Endes noch tiefere Furchen. Beim Dichter grub sich eine ähnliche Schuldbewußtheit ein, wie dereinst, da er seine Mutter an Berta verraten hatte. Und wenn es diesmal nicht derart heftig und lang nachwirkte, war's, weil er mit Karoline Unger nicht gelebt und diese doch nicht so ganz Dirne gewesen wie jenes seiner so unwürdige Mädchen. »Der Wiederaufbau Deines Vertrauens ist zunächst meine wichtigste Angelegenheit,« schrieb Lenau an Sophie, sobald er sich frei gemacht. »Der Tag, an dem Du mir sagst: ‚Ich glaube wieder an Dich!'

ist der schönste, den ich noch auf Erden zu hoffen habe.« Sein Herz gehöre nun doppelt ihr seit jenen Tagen und er erscheine sich direkt verrückt, da er einmal den Gedanken nähren konnte, ein Glück zu finden außer mit ihr.

Noch tiefer als er war Sophie getroffen, so tief, daß sie fortab ihr Mißtrauen nie wiederum ganz verlor. Zu Anfang fürchtete sie sogar, wenn er zu den schwäbischen Freunden reiste, er würde ihr nimmer nach Wien zurückkehren. Und stets von neuem verlangt sie in ihren Briefen zu hören, welch interessante Damenbekanntschaften er jeweils gemacht. Es gab Augenblicke, wie, als er auch äußerlich mit der Diva gebrochen, wo sie zeitweilig Ruhe fand und ihn selig machte wie in glücklicheren Tagen. Bald aber kehrten ihre »Schnödheiten« immer häufiger wieder, da sie herb und verletzend gegen ihn war und behauptete, nicht mehr an ihn glauben zu können. Sogar ein »Erkalten und Abscheiden seines Herzens« erscheine ihr denkbar, ja sie schleudert ihm einmal vor dem Gatten entgegen: »Öfters schon ist Ihnen selbst der Zweifel aufgestiegen, ob Sie denn irgend jemanden auf der Welt so eigentlich lieb haben.«

Am freudigsten spielte sie noch mit dem Gedanken: »Ich muß ja doch sterben!« und auch der Dichter, wenn ihm seine Hypochondrie zusetzte, sprach oft die Überzeugung von seinem baldigen Tode aus. Auch noch in einem anderen Zuge erweist sich die innerliche Entfremdung. Der Dichter nämlich warf sich vehement auf das Geigenspiel, welches er in Zeiten heißester Liebe fast ungebührlich vernachlässigt hatte. Daß er im Herbst des Jahres 1840 eine echte Guarnerius kaufen konnte, war nur ein Entgegenkommen des Schicksals. In Wirklichkeit war ihm die köstliche Geige nur das ideale erträumte Weib. Er findet an ihr nicht allein tagtäglich neue Wunder, sondern küßt sie manchmal vor Entzücken und streicht sie derart im Übermaß, daß »seine Passion schon berüchtigt ist«. Ja, Sophie, die mit richtigem Frauenblick den Sinn seiner neuen Leidenschaft durchschaut, schmält eifersüchtig mit seiner Violine.

Zweimal noch lodert die alte Liebe zu Sophie empor,

so gewaltig wie nur je in den allerleidenschaftlichsten Tagen. Auch der Anlaß dünkt mich hochbezeichnend. Krankheit des Dichters, bei der er die Pflege Sophiens genießt oder, wie das zweite Mal, mindest ersehnt. Zuerst geschah's im Winter auf 1841, da eine Grippe ihn niedergeworfen. Wenn Sophie an seinem Bette saß, gleich der urgeliebten Mutter, da »war ihm so wohl, daß er an die störende Genesung gar nicht denken mochte«. Noch höher aber stieg die Sehnsucht nach jener im folgenden Lenz während seiner vielwöchentlichen Scharlachzeit. »Ach, säßest Du an meinem Bette, wie gern möchte ich die vier oder fünf Wochen meiner Krankenhaft ausdauern. Es ist peinlich, daß Du mich nicht pflegen kannst.« Soviel auch schwäbische Treue tat, die traurige Betthaft ihm zu entleiden, sie konnte Lenaus Mißmut nicht bannen über seine Trennung von der Geliebten. Nur Tagwunschträume und Wonnephantasien hielten ihn aufrecht nebst Sophiens Episteln, den »immer mit Sehnsucht erwarteten, mit größter Freude empfangenen«. Während Emilie Reinbeck ihn »mit Muttertreue pflegte, behauptete er immer, nur von den kleinen Briefchen genesen zu sein, die man ihm aus Wien schrieb«, erzählt die Niendorf. Und wahrlich, wer die Liebeszettel jener Tage liest, wird nicht anders können, als dem Dichter beipflichten.

Er hatte in jenen Krankheitstagen gar sinnberückende Halluzinationen. »Das war eine schlimme Nacht,« schreibt er am Morgen des 12. Mai. »Das Verlangen nach Dir stürmt mir in Leib und Seele. Ich bin heute liegen geblieben. Schon lieg' ich ein paar Stunden wach und mit geschlossenen Augen und halte Dich beständig umklammert. Ich zittere vor Sehnsucht. So war es noch nie, wenn ich von Dir getrennt war. Ich schließe die Augen wieder. Komm, komm! —« Und am Nachmittag desselben Mai: »Heiliger, wonniger, verschmachtender Jammer, daß Du nicht mein bist, da bist, mein bist, mein, mein, ganz, ganz tief mein — und mich doch so liebst!« »Du bist nicht mein erster und letzter Gedanke früh und spät, sondern mein beständiger.« »Ich liege an deinem Herzen, ich brenne auf Deinen Lippen, mein Atem fliegt, es zittert

mein ganzes Mark vor wollüstiger Sehnsucht, o Du mein Weib! Mein Weib! Ich bin in einem furchtbaren Aufruhr; es kracht das Pult, an dem ich Dir schreibe, Sophie, es ist wahnsinnige Liebe, die mich treibt. Weh mir! Wär' ich lieber tot, als das Du nicht mein bist!« Und eine Botschaft, die Geliebte sei krank, das Bangen, sie könne vielleicht sogar vor ihm noch wegsterben, erpreßt in einem offiziellen Briefe ihm noch die Worte: »O, werden Sie nicht krank, sorgen Sie dafür, werden Sie nicht krank! Lieber würde ich meine Muse tot daliegen sehen, als Sie in Lebensgefahr!... Sie, teure Freundin, haben, was an meinem Talente das Beste ist, Sie haben mein Herz gebildet. Ich stehe und wachse in Ihrer Freundschaft. Einst scheide ich von dieser Welt mit dem freudigen Bekenntnisse, daß Sie, teure Frau, es waren, die mir ein Vaterland gegeben, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Hasses gestillt, die, an Geist und Herz mächtig wie wenige ihres Geschlechtes, in einem höheren Lebenskreise, das für mich getan, was jene längst modernde andere teure Frau so gern getan hätte.«

Mit diesen letzten entscheidenden Worten hat Lenau enthüllt, was ihn an Sophie zeitlebens fesselte, und andererseits auch das Verständnis gemehrt für das letzte Aufflackern seiner Liebe und Sinnlichkeit in jenen krankheitsschweren Tagen. Wenn er einst als Knabe unpäßlich gewesen, dann saß die Mutter an seinem Bette in aufopfernder Pflege, ja, es bedünkt mich höchst wahrscheinlich, das diese so leidenschaftliche Frau nicht klüger vorging wie so viele Mütter, die entweder selbst zum kranken Kinde sich in das Bett legen oder jenes zu sich ins eigene Lager nehmen. Vielleicht determiniert diese Erinnerung auch den Ausruf des Dichters in jenen Tagen: »Was ist denn über mich gekommen, daß ich Dich gar so lieben muß?« Und zwei Jahre später: »Ich habe ein wollüstiges Heimweh, in Deinen Armen zu sterben.«

Auffällig bleibt, wie rasch der Sturm der Sinnlichkeit verfliegt, nachdem der Dichter Ischl erreicht und dort das alte entsagende Verhältnis wieder begonnen. Schon am

7. Juli meldet er Emilien: »Meine Stimmung ist auch nicht die beste!« Am 27. August als größtes Nachübel seines Scharlachs »eine totale Verstimmung, ein Unmut, vor dem Gott jeden Christen und Heiden bewahre,« am 24. September gar: »Ich finde in meinem Leben zu viel Verlorenes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angeborenen Hange zum Mißmut nicht immer tiefer hineingeraten sollte. Mir ist, ich glaube, von meiner Krankheit eine ganz fatale Nervenreizbarkeit zurückgeblieben. Schon eine Spazierfahrt macht mir eine schlaflose Nacht.« Und ebenso an Evers: »Auf die unbedeutendste Aufregung hin bin ich kaput; mein Schlaf ist ein scheues Reh; mein Appetit launisch wie meine Seele.« »Kurz, diesmal bin ich mit Ischl nicht zufrieden.« Gleichwohl verbleibt er weit über die Zeit an diesem Orte, trotzdem auch Sophie mit den Ihrigen längst schon nach Wien übersiedelt war. Und was die Abkühlung noch mehr erweist, nach seiner Rückkehr zieht er dauernd von der Geliebten weg, bei der er jetzt volle vier Jahre gehaust, obschon er »gewohnt war, in Wien wie in Stuttgart bei lieben Freunden zu wohnen und physisch wie moralisch in einer warmen Temperatur zu leben«. Die Ruhe freilich fand er darum nicht und hat z. B. im folgenden Winter nicht minder als dreimal in kurzen Pausen die Wohnung gewechselt. »Ich finde mich nirgends recht behaglich,« schreibt er nach Stuttgart. »Die liebste Wohnung ist mir noch diejenige, wo meine Geige am besten klingt.«

Ich kann mich über die folgende Zeit weit kürzer fassen. Sie ist im wesentlichen von den Erscheinungen des Alterns beherrscht, das Lenau wie so viele schwerbelastete Menschen vorzeitig ereilte, und andererseits noch von den Vorboten der späteren Paralyse, die im Jahre 1844 zur manifesten Katastrophe führte. Es war, wie Lenau sich selber ausdrückte, ein allmähliches »trauriges Absterben« in ihm, das den Dichter immer menschenscheuer und mürrischer machte. Er besuchte fast niemanden und erlebte kaum etwas. »Mir kommt es vor,« schrieb er zu Weihnachten 1843, »als ob das Organ der Freude in mir vor allen übrigen absterbe.« Bemerkenswert

dünken mich einige seiner Äußerungen, welche Max und die Niendorf uns überlieferten: »Ehe und Kinder, das ist die einzige Realität auf Erden. Max mit seinen drei lieben Kindern ist einer der glücklichsten Menschen. So ein Produkt wie Artur ist mehr als jedes Trauerspiel und jedes Epos.« »Einen konkreten Buben, wie Artur ist, muß man haben, Alles andere ist nur glänzendes Elend.« Endlich noch ein Wort im Hause Reinbeck: »Ich sehe eine Braut so gern. Das ist eine Zukunft. Ein ganzes Menschenleben in der Knospe, zum Aufbrechen bereit.« Und nach einer Weile setzt er hinzu. »Ich könnte auch Kinder haben; aber die, die ich geliebt, hab' ich nicht heiraten können.«

Im Verhältnis zu dieser Geliebten aber wiederholt sich so ziemlich das alte Spiel: Ewige Zweifel von ihrer Seite, nur für Momente von einem Strahle voller, überzeugter Liebe unterbrochen, und Gegenversicherungen von der seinen: »Mein letztes Grün gehört Dir, wenn schon sonst alles welkt und schwindet.« Daneben zergrübelt er sein Gehirn, ob ein Jenseits zu hoffen: »Ach, könntest Du mich doch überzeugen vom Wiederfinden, es wäre alles gut und leicht zu tragen. Aber da steht's. Wir zehren mit jeder Stunde vom einzigen Kapital unseres Erdenlebens; wären es doch nur Zinsen der Ewigkeit! Aber ich fürchte, wir geben alles aus und haben doch nichts davon.« Dem gleichen Grübeln entspringt noch kurz vor der Katastrophe, da schon die Paralyse ihn umnachtet hält, ein bedeutsamer Ausspruch: »Je weniger ich auf ein Leben nach dem Tode halte, desto gewisser muß ich fordern, daß man in diesem Leben den höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit erreicht. Die Heilighaltung der Naturgesetze, der Respekt vor ihnen ist die wahre Religion.« Auch ihn tritt öfters der Zweifel an, ob wirklich sie beide sich niemals völlig verlieren könnten, und er heischt von Sophie, ihn zu überzeugen, daß dies unmöglich. Erst am 7. August des Jahres 1843, nach einem »heiligen Tag, der tief in sein Leben eingeschnitten«, fühlt er »sein Herz und Schicksal gewendet. Ich bin wie neugeboren. Sollte ich auch mit den Menschen zerfallen, so fühle ich mich doch mit den himm-

lischen Mächten versöhnt. Mein Herz geht ruhiger, fester, tiefer und freudiger. Seine Schläge sind Dein bis auf den letzten. Ich habe fortan keinen Wunsch, als für Dich und zu Deiner Freude zu leben; ich hab' keine Sorge, als daß Gott Dich mir erhalte. Der Kreis meines Lebens hat sich geschlossen. Ich habe alles gefunden in Deiner Liebe und gebe alles hin für Deine Liebe. Gott segne uns!« Und dann zum Schlusse, rechteckig eingerahmt: »Ewige Treue, den 7. August 1843.«

Es war der letzte in Prosa geschriebene Liebeszettel, die letzte Hinwendung zu der Geliebten. Denn trotz jener schönen, ja trunkenen Worte fand um die Wende 1844 eine Loslösung des Dichters statt, allerdings unter Mithilfe der Paralyse. Eine Reihe unterirdischer Mächte, die ich vorstehend nur andeuten konnte, war da am Werke, auf daß er gegen Ende des März vor der Geliebten förmlich die Flucht ergriff. Und als er am 1. April 1844 in Stuttgart eintrifft, erzählt er Emilie, er habe diesmal auf 3 Jahre Urlaub genommen und große Reisepläne, zumal ein besonders starkes Verlangen, das Meer wiederzusehen. Da er sich im Juli schon unter dem Einflusse der Paralyse spornstreichs mit Marie Behrends verlobt, erklärt er der Freundin, nach der Hochzeit könne und wolle er auf keinen Fall nach Wien zurück, ja er mochte nicht einmal dorthin von seiner Verlobung berichten. »Sie müssen sich's schon gefallen lassen!« entgegnete er der mahnenden Emilie unwirsch. »Er zeigte deutlich in seiner großen Hast und Eile, die Verbindung mit Marie abzuschließen, daß er jeder Einwendung und Störung seines Planes damit begegnen wolle.«

Forschen wir nach den Gründen dieses Vorgehens, so müssen wir ein wenig weiter ausholen. Den Winter 1843/44, den letzten, da er vielleicht noch gesund war, doch keine Liebeszettel mehr schrieb, verbrachte er leutescheuer und einsamer als je. Sogar das gewohnte Sonntagsessen bei Sophiens Eltern gab er jetzt auf. Für seine damalige Seelenstimmung weiß er in einem Brief an Emilie Reinbeck keine bessere Bezeichnung als das homerische »ἀμφιμέλας«, »das heißt ringsum schwarz. Ja, liebe Emilie! Um und um schwarz

ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je. Ein Dichter kann heuzutage nicht glücklich sein, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der überdies kein Familienleben, ja, nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie in hohem Grade disponiert ist wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt.«

Mindest im April des Jahres 1844, wahrscheinlich weit früher, hebt auch seine Paralyse an, deren uninteressante klinische Symptome ich in der Anmerkung[1]) kurz berühre, hier oben aber nur insoweit anführe, als sie psychologisches Interesse erwecken. Nur eine allgemeine Betrachtung will ich vorausschicken. Man muß sich hüten, die Äußerungen des werdenden und manifesten Wahnsinns gering zu schätzen, sie etwa wegwerfend abzutun als Ausgeburten eines kranken Gehirns. Denn was leistet der Irrsinn? Er schafft nichts Neues in einem Menschen, nichts, was in dessen Fühlen und Denken nicht schon dagewesen. Nur die zahlreichen Hemmungen schiebt er beiseite, die der offenen Aussprache entgegen-

[1]) Außer den im Texte genannten Symptomen nenne ich hier folgende: andauernden, nicht zu bekämpfenden Kopfschmerz und Schlaflosigkeit nebst nächtlichen Schweißen, körperliches und geistiges Darniederliegen, Charakterveränderung ad pejus und Wegfall von Hemmungen, Änderung seines Betragens gegen Menschen; die alten Freunde werden nicht selten direkt vor den Kopf gestoßen, neuen überschwänglich begegnet; nach jeder Richtung hin krankhaft überreizte Stimmung; oft unnatürlich heiter, ja ausgelassen lustig, kann er gleich wieder in tiefe Depression verfallen; Anfälle von abnormer Rührseligkeit und unwillkürlichem Weinen. Am 29. September nach einem »ungeheuer heftigen Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung« ein paralytischer Anfall mit rechtseitiger Fazialislähmung und allerlei Sprachstörungen. Dann eine Periode tiefer Verstimmung. »In der Nacht auf den 13. Oktober erstes Delirium.« Am Abend des nächstenMorgen erzählte Lenau selber, »er sei in einem furchtbaren Zustand der Verzweiflung gewesen, mit Selbstmordgedanken umgegangen und habe endlich eine Menge Papiere zerrissen und verbrannt.« Am 13. Oktober ausgesprochen hypomanischer Zustand. »Diesen Abend war Niembsch zum ersten Male wieder im Kreise der Freunde so gesprächig, so mitteilend«, erzählt uns die Niendorf. »Aber man konnte sich darüber nicht freuen. Es war Gewitterschwüle, die Ruhe vor Ausbruch des Sturmes. Er verriet viel innere Aufregung. So hastig, solche Sprünge!

standen, und ermöglicht dem unterdrückten Ich, ohne die sonst den Weg versperrende Zensur ans Tageslicht zu treten. Er leistet demnach eine ausgezeichnete Aufklärungsarbeit, verrät die innerste Meinung des Menschen, welche sonst nur mühsam, mit Aufgebot alles erdenklichen Scharfsinns erraten werden mußte, und gibt der richtigen Vermutung Gewißheit.

Nicht erst im ausgesprochenen Wahnsinn, sondern schon weit früher treten Lenaus homosexuelle Neigungen stark in den Vordergrund, begünstigt natürlich durch den steigenden Mangel an Urteilskraft. An Auerbach, Lewald und einen Charlatan von Magnetiseur schließt der in seinen gesunden Tagen so wählige Dichter sich jetzt innig an, ja, macht ganz gegen seine sonstige Art mit dem letztgenannten allein eine kleine Reise durch den Schwarzwald, von welcher er sehr befriedigt zurückkehrt. Trotzdem er sich ferner in früheren Briefen über Auerbach abfällig geäußert hatte, heischt er jetzt von ihm, er solle als sein »Gespiele« nach Frankfurt mit auf Freiwerbung ziehen, und als dieser wegen dringender Arbeiten ablehnen muß, »da rannen ihm die Tränen unaufhaltsam die Wangen herunter und er klagte schwer, daß er

Wie im Fieber. Verhältnismäßig kindisch manches, fast als sage er es noch mehr sich vor als den anderen. Ordentlich plauderhaft. In vielen Momenten brach freilich der alte Geist durch. Er las viel vor, z. B. den größten Unsinn. Alle lachten.« Am 14. hatte er einige Stunden lang am Tage und nachts lauter freundliche Bilder. »Am 15. abends war er heiterer, gesprächiger denn je.« In der darauffolgenden Nacht ein Tobsuchtsanfall. Er beschuldigt Reinbecks, sie hätten ihn bei Gericht als Mörder verklagt. Am 16. Oktober Selbstmordversuch, der am 18. und 19. Oktober wiederholt wird. In all diesen Tagen bis 22., da er in die Irrenanstalt transportiert werden muß, Wechsel von manischen und depressiven Zuständen. Noch bis 1846 keine ausgesprochene Abnahme der Geisteskraft, was den Psychiater die längste Zeit an eine gutartige Manie glauben ließ. Erst da beginnt die unverkennbare Verblödung. Vom Jahre 1847 ab fortschreitende Lähmung erst der Blase und des Mastdarmes, dann der Extremitäten, endlich Schlingstörungen, Decubitus und das Ende. Das ganze Krankheitsbild ist klinisch als progressive Paralyse mit aufgesetztem manisch-depressiven Irresein zu bezeichnen, was sehr gut einerseits zur angenommenen Infektion in Bremen (1833), andererseits zur schweren Belastung paßt, bei welch letzterer einzig das zirkuläre Irresein vorkommt. Auffallend ist das späte Auftreten ausgesprochener Demenz.

nun ohne Bruder und Genossen so ganz allein den bedeutsamsten Weg seines Lebens ziehe«.

Am verblüffendsten jedoch wirkt der Mangel an hemmender Urteilskraft in seiner urplötzlichen Werbung um Marie. Man vergegenwärtige sich einmal Lenaus Lage. Ein 42jähriger Poet, weithin berühmt in deutschen Landen, auch in Liebessachen kein Neuling mehr, erblickt an einer Gasthaustafel zum ersten Male ein älteres Mädchen. Es ist nach dem noch erhaltenen Bilde nicht gerade berückend, spricht auch am ganzen Abend kein Wort, ja der Dichter weiß nicht einmal, wer es ist. Und gleichwohl steht, wie Lenau später seiner Braut erzählte, der Entschluß, sie zu heiraten, augenblicklich in ihm fest, ja, auf sein Zimmer zurückgekehrt, tritt er vor den Spiegel und richtet die Halsbinde, da gleichsam zu sich selber sagend: »Nun, du kannst's ja versuchen, du darfst sie ja zur Frau begehren.« Ein solches schier unbegreifliches Gebaren bei einem reifen und geistig so hochstehenden Manne wäre ohne paralytische Aufhebung der Hemmungen kaum zu verstehen. Allein nur die letztere vermag der Gehirnschwund aufzuklären, doch nicht was Lenau an Marie so außerordentlich fesselte. Hier müssen wir neuerdings an Jugenderinnerungen appellieren.

»Es hat bis jetzt meinem Leben immer an einer Versöhnung gefehlt«, heißt die entscheidende Äußerung Lenaus: »Sie sind mir eine so liebe Erscheinung. Sie haben im ersten Augenblick durch ihre bis jetzt noch nicht gesehene Weiblichkeit einen so wohltätigen Eindruck auf mich gemacht.« Da haben wir die unmittelbare Übertragung von der Mutter auf Marie. Der Dichter hat »stets solche wahre, reine Weiblichkeit tief empfunden«, berichtet die Niendorf. Nur eine solche, wie sie ja ursprünglich die Mutter verkörperte, konnte Verzeihung und Versöhnung gewähren für den Berta-Abfall. Darum sieht er auch in dem Bekanntwerden mit ihr eine »Fügung«, den deutlichen »Finger Gottes«, »den letzten Versuch, die letzte Anfrage des Schicksals oder vielmehr Gottes an mich, ob ich noch vor meinem Tode zur Versöhnung und zum Heile gelangen wolle.« Darum

auch die Wendung: »Wenn jemand imstande wäre, mich ganz glücklich zu machen, so sind Sie es«, die man keineswegs als leere Worte eines Liebenden mit verstehendem Lächeln abtun soll. Wenn er die Braut wiederholt versichert, »sie sei zu seinem Glücke notwendig, er könne sie nicht mehr verlieren, wenn ihm dies mißlänge, so sei sein ganzes Leben zerstört, er sei dann geknickt für immer; auf sie habe er seine Hoffnung, seine Zukunft gebaut, vom ersten Moment an habe dies klar vor seiner Seele gestanden«, so wäre dies alles zutreffend gewesen ohne Dazwischentreten der Paralyse.

Auch das Verhalten von Marie Behrends war ganz, wie er es von seinem Ideal stets erhofft und ersehnt und wie's auch Sophie ihm dereinst erfüllt hatte. Gleich anfangs, da sie seine Blicke beständig auf sich gerichtet sieht, und wie trübe Schatten von Zeit zu Zeit über seine Stirne huschen, versinkt sie in Nachsinnen. »Wie des fremden Mannes Kummer heilen? wie seine düstere Stimmung erheitern? war schon an diesem Abend der Gedanke, der mich unablässig beschäftigte, der sich meiner immer mehr und mehr bemächtigte,« erzählt uns die Braut. »Auf diesem Gedanken beruht mein ganzes Verhältnis zu ihm; er ist das unsichtbare Band, das mich zu ihm hinzog, mich an ihn kettete, mich mit ihm so innig und unauflöslich verband«. Auch daß sie Wohlgefallen an ihm fand, ohne noch zu wissen, wer er sei, an ihm ganz allein, ohne Zutat der Stellung und des Talents, war etwas, das Lenau schon lang sich ersehnt und was er ewig verloren glaubte. Gerade auf dieser Gewährung seiner innersten Wünsche beruht das enorme Glücksgefühl, welches Lenau jetzt füllt und durch die bekannte Euphorie des Paralytikers höchstens unterstützt wird. »Was hast Du an mir für Wunder getan!« schreibt er der Braut nach der letzten Trennung, ähnlich wie seinerzeit an Sophie: »Ein längst begrabener Friede, eine innige Freude am Leben und der heiterste Mut, ihm recht lebendig und kräftig anzugehören, alle diese guten Genien hast Du mir aus ihren Gräbern heraufbeschworen und nichts Schmerzliches ist in meinem Herzen geblieben, als die Not-

wendigkeit, mich jetzt von Dir zu entfernen.« »Über mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte,« schreibt er an Emilie. »Ich fühle mich von Gott geführt und gesegnet in dieser großen und schönen Wendung meines Lebens.« »Er war wiedergeboren,« berichtet endlich auch Berthold Auerbach, »alles vergangene Leben hinter ihm eingesunken. Es läßt sich nicht beschreiben, wie leichtbeschwingt und morgenfrisch die Psyche des Dichters sich erhob.«

Nur etwas trübte das Glück seiner Seele in einzelnen Momenten. Wie würde Sophie, wie würden Schwester und Schwestermann die Botschaft seiner Verlobung aufnehmen? Hatte er doch damals, wie Schwager Schurz ganz richtig bemerkt, »gleichsam aus Angst und Furcht vor sich selber die Brücken hinter sich sämtlich verbrannt, um jedweden Gedanken eines Rückzuges durchaus abzuschneiden. Er fühlte wohl selbst, welch ein gewagtes Spiel er da spiele, und scheute sich, auch nur einen Hauch darüber nach Wien gelangen zu lassen, am allerwenigsten an Sophie.« Selbst Reinbecks hatten von seiner Verlobung erst erfahren, als diese schon allgemeines Badegespräch war. Ja, Lenau war in einer derart gereizten Stimmung, daß die Stuttgarter Freunde keine Einwendung wagten, nur einige wenige bescheidene Fragen. Er aber wies ein jedes Bedenken unwirsch zurück. Er sei seines bisherigen, unsteten, zwecklosen Lebens längst überdrüssig nnd seine Sehnsucht nach Weib und Kind sei oft über alle Beschreibung groß und dringend. Vielmehr als um Reinbecks sorgte er jedoch um Sophiens Einwände. »Mein ganzes Unglück«, erklärte er später, »ist ein verfehltes Rechenexempel. Ich habe mich verrechnet. Ich wollte noch glücklich sein und, als ich das Glück erkannt, es mir schnell sichern; ich glaubte, man würde sich in eine vollendete, erheischte Tatsache leichter ergeben, nichts könne mehr hindern, alles versöhnt werden, alles sich von selbst klären — aber die alten Bande lassen mich nicht los.« Als er im März von Wien abreiste, hatte er einen Paß für drei Jahre genommen und der Braut gleich nach der Werbung erklärt, er wolle bei ihr in Frankfurt

bleiben — später entschied er sich wieder für Stuttgart — auf keinen Fall aber nach Wien zurück. So bangte ihm vor dem Zusammentreffen mit Sophie, daß er Berthold Auerbach zu überreden suchte, an seiner Stelle dorthin zu ziehen. Doch endlich blieb ihm nichts anderes übrig, als diese Fahrt selber anzutreten.

Als er am 14. August bei Sophie eintrifft, nachdem er auf der Fahrt noch viel und bitterlich geweint, ist ihre erste Frage: »Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?« — »Ja! Doch wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich n i c h t; ich erschieße mich dann aber auch.« Das war nun freilich ihre Meinung nicht, vielmehr versuchte sie, sich den Geliebten auf eine schmerzlosere Art zu erhalten. Da schlechterdings an der Person der Braut nichts auszusetzen war, so mußte die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses sowie die mangelnde finanzielle Sicherung ihren Widerspruch begründen, sowie es schon einmal im Falle Unger sich wirksam erwiesen. Auch Schurz bemühte sich aus Leibeskräften, dem Dichter zu beweisen, wie ungünstig der Kontrakt mit Cotta für ihn sei, auf den er sein künftiges Leben baute, welche Änderungen er erstreben müsse, ja er machte ihm eine ausführliche Berechnung, die Lenau später nach Stuttgart mitnahm, wo sie ihm viel Kopfzerbrechens erzeugte.

Ich will hier einige Bemerkungen einschalten über das Verhalten dieser beiden Nächsten, das nachher so vielfache Anfeindung fand. Im allgemeinen sind die Menschen weder so schlecht und arg, als ihre grimmigsten Feinde sie schauen, noch derart edel, als sie sich selber gern vorgaukeln möchten. Zweifellos ließ sich Schwager Schurz nicht einzig von der Erwägung leiten, daß der Erbonkel seinen zahlreichen Kindern durch eine Heirat verloren ginge, so wenig als Sophie auch wieder einzig von der Sorge zum Handeln getrieben wurde, sich ihren Liebhaber zu erhalten. Es glaubten beide ganz sicher an die Richtigkeit ihrer Argumente, die fraglos auch durchaus zutreffend waren. Und doch, sie hätten sich gegen die projektierte Eheschließung kaum derart erhitzt, hätten ihren Eifer nicht jene um vieles unedleren

Motive kräftigst geheizt. Natürlich bargen sie die selbstische Regung hinter wohlbegründeten Freundschaftsgefühlen, und je zutreffender die Gegenargumente, desto leichter ward es beiden Opponenten, an die unbedingte Ehrlichkeit ihrer Absichten selber zu glauben. So kamen sie schließlich auf den Punkt, sich selber zur Überzeugung durchzuempfinden und mit aufrichtiger, nicht gespielter Entrüstung jene selbstischeren Triebfedern zurückzuweisen. Im Kerne jedoch bestimmten die letzteren beider Vorgehen. Gewiß, sowohl der Schwager als Sophie erkannten ganz richtig, daß Lenau zur Ehe überhaupt nicht tauge (was ja auch fernstehende Freunde bestätigten), am wenigsten unter drückenden materiellen Sorgen. Doch wenn Sophie des weiteren erklärt, »nachdem sie den Gedanken, die Beglückung des teuersten Menschen einer anderen überlassen zu müssen, einmal ertragen gelernt hatte, sei sie mit seinem Entschluß sogar in vielen Beziehungen einverstanden gewesen,« so ist dies eben nur halbe Wahrheit. Sie hat sich einverstanden gegeben, genau so wie Schurz, doch leider erst nach dem ausgebrochenen Wahnsinn. Und sie möchte sich, wie die Hysterischen so oft, nach geschehenem Unglück gern bereden, sie habe auch vordem nichts andres gewollt. In Wahrheit hat sie unablässig gegen die Braut geschürt, in der stillen, wenn auch nicht eingestand nen Hoffnung, die Ehe, für welche Niembsch ja nicht tauge, verhindern zu können.

Das läßt sich deutlich an den Briefen und Emiliens Tagebuch verfolgen, wie ich des späteren ausführen werde. Doch soll man auch wieder nicht ungerecht sein und Dinge von einer Liebenden verlangen, die über menschliche Kraft hinausgehen. Daß Sophie nach einem zehnjährigen Bunde den ihr teuersten Menschen einer anderen kampflos überlassen sollte, zumal dies Glück recht zweifelhaft schien, war billigerweise von ihr nicht zu heischen. Man könnte höchstens den Vorwurf erheben, sie habe den schon Zusammengebrochenen vielleicht ein wenig zu hart bedrückt, ihm allzureichlich zugesetzt, ohne freilich zu wissen, daß ihr Geliebter schon geisteskrank sei. Soweit sind der Stuttgarter Freunde Vorwürfe gewiß berechtigt. Nur darf man nicht fordern, daß

Sophie, die Geliebte, sich ebenso musterhaft-mütterlich be-
trage wie die nie so begehrte Emilie Reinbeck. Inwieweit
Sophie ein immerhin nicht großes Verschulden trifft, soll uns
im folgenden Kapitel beschäftigen.

Hier will ich wiederzubeleben versuchen, was Lenau
damals in Lainz durchwogte, im letzten Zusammensein mit
der Geliebten vor der Katastrophe. Zunächst hat er bald er-
kennen müssen, daß die alten Bande nicht locker ließen,
nicht einmal bei ihm, geschweige bei ihr. Und da er Marie
nicht aufgeben mochte, suchte er Sophie, wenn auch vergeb-
lich, zu überreden, sie »brauchten ihre Entsagung nur eine
Stufe höher zu stellen«, so könnten sie zu dritt noch ein
schönes, glückseliges Leben führen. Sophie hat bis zum Zu-
sammenbruch der Gedanke gemartert, sie könnte dem Ge-
liebten entbehrlich werden. Aus diesem verzweifelten Bangen
heraus werden einige ihrer Aussprüche verständlich. Wenn
auch nicht als Versprechen, wie der Dichter annahm, als
Äußerung scheint doch gefallen zu sein, wenn Lenau stürbe,
nähme sie Gift, das sie allzeit bereit hätte, um ihm rasch
zu folgen. »Wenn zwei Menschen sich so nahe stehen wie
Niembsch und ich, so ist der Wunsch, sich nicht zu über-
leben, wohl sehr natürlich, auch hätte der tiefe Gram über
einen solchen Verlust wahrscheinlich ein baldiges Nachsterben
wenigstens von meiner Seite zur Folge gehabt; ein Verspre-
chen in dem Sinne wurde nie gegeben, die Möglichkeit und
große Wahrscheinlichkeit wohl öfter besprochen,« gesteht sie
selber in einem Briefe an Anton Schurz. »Wir waren so ge-
wöhnt, unser Glück jenseits des Grabes zu suchen, daß der
Tod uns immer als der schöne Genius der Griechen erschien
und wir seiner stets mit sehnsüchtiger Liebe gedachten.
Erst die Heiratsgedanken müssen Niembsch den
Tod zum Schrecken gemacht haben, denn in früheren
Zeiten sprach er oft ganz ruhig, wie auch bei meiner Kränk-
lichkeit die Vorstellung nahe lag, von meinem Tode. Noch
in Lainz sagte ich zu ihm: ‚Niembsch, das wäre wohl jetzt
das beste für vier Personen,‘ und er schien kein großes Ge-
wicht auf diese Äußerung zu legen.«

Nachträglich scheint jedoch diese letztere Bemerkung in Lenau etwas ausgelöst zu haben, das von jeher schon in seiner Seele ruhte. Erinnern wir uns, welche große Rolle die stete Todesfurcht bereits beim sechsjährigen Knaben spielte, und daß wir als Grund aufdecken konnten, wie Niembsch seinem Vater den Tod gewünscht als Rivalen bei der Mutter, und weil er ihn grundlos geschlagen hatte. Ähnlich dünkt mich eine Episode zu deuten, die Sophie berichtet. In Lainz saß der Dichter mit zwei Freunden bei Tisch, als sie aus dem Garten sich zu ihnen gesellte, »ruhig und sogar sehr erfreut, ihn schon zu finden. Er aber brach mit dem Ausruf: ‚Wie blaß Sie sind!‘ in Tränen aus und konnte sich den ganzen Abend nicht wieder fassen.« Woher dies sonderbare Verhalten, die Bemerkung über ihr fahles Aussehen und die nicht zu stillende Weinseligkeit? Ich glaube, dahinter steckt der auftauchende, sofort aber unterdrückte Wunsch, Sophie solle sterben und ihn dadurch von der Sorge frei machen um seine Ehe. Es wird uns im ausgebrochenen Irrsinn der Wahn fortwährend entgegentreten, er müsse sterben, er sei schon tot, dann endlich, auf die Stuttgarter projiziert, er sei ein Giftmischer, den Reinbecks bei Gericht denunzierten. Das ist ganz einfach als Wahrheit und reale Tatsache genommen, die der Tod nur entsühnt, was bloß in seinem Fühlen und Denken geblieben.

Noch zwei andere Züge, die ärztlich als Zwangsbefürchtungen zu betiteln wären, lassen sich in ähnlicher Weise erklären. »Ich hatte immer einen spezifischen Schreck vor dem Schlage,« schreibt Lenau an die Braut. Wie wir aus Analysen an Neurotikern wissen, ist die weitverbreitete Furcht vor dem Schlagtreffen nichts anderes als die psychisch festgehaltene Angst vor einem wirklichen Schlage, der uns in der Kindheit von einer geliebten Person gedroht hat oder tatsächlich traf. Fixiert wird diese wie im Falle Lenau als Sühne für böse Rachegedanken, weil er dem Vater und Rivalen bei der Mutter den Tod gewünscht. Bezeichnend ist auch, daß jener paralytische Anfall zu Anfang so wenig Wirkung übte. Der Dichter sträubte sich sogar entschieden

gegen einen Arzt, den man rufen lassen wollte, scherzte dann noch beim Mittagessen über sein Mißgeschick, ja las selbst am Abend »etwas Komisches vor, wobei er viel und herzlich lachte«. Erst am folgenden Tage hub der Gedanke ihn zu quälen an, es habe ihn der Schlag getroffen, trotz aller Beruhigung von seiten des Arztes und sämtlicher Freunde. Von da ab stand »der Schlag unabweisbar wie ein schreckender Dämon an seiner Seite«, bis er sich entschloß, die Verlobung um seinetwillen rückgehen zu lassen.

Auch die Furcht vor Briefen, die gewaltige Aufregung, die Lenau in jenen Stuttgarter Tagen jedesmal zeigte, wenn er von Sophie ein Schreiben erwartete, trotzdem er ihre Briefe stets heiß ersehnte, oft mit Küssen bedeckte und sie ihm »eine himmlische Erquickung« boten, hat deutlich den Charakter der Zwangsphobien. Wir können sie freilich aus Mangel an Daten nicht völlig lösen, doch gibt uns eine Äußerung des Dichters aus gesunden Tagen, die Halm aufbewahrte, einigen Aufschluß: »Stets weck' Dir eines Briefes Anblick Grauen, Gleich einem Tropfen Blutes schein' das Siegel, Gleich einem Vorhang überm Zauberspiegel Gespenstisch Dich der Umschlag anzuschauen. Du zagtest, sprachst Du, welchen Trunk Dir brauen das Schicksal mög' in zugedecktem Tiegel; Du zagtest, ob, klirr' auf der Pforte Riegel, Vor Dir die Wüste lieg', ob Edens Auen?«

Eins noch erheischt aufklärende Deutung, zumal es den Kern der Psychose berührt: das sonderbar kontrastierende Verhalten Lenaus in Lainz und den folgenden Briefen und kurz darauf im ausgebrochnen Wahnsinn. Mochte Lenau dort wider alle seine sonstige Gewohnheit mitunter gegen die besten Freunde jählings rauh gewesen sein, wie Schurz berichtet, im allgemeinen war er doch wieder der Alte. Als Sophie beim Abschied in die prophetischen Worte ausbrach: »Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!« hieß seine Entgegnung: »Fest und ewig!« eine Antwort, die sie dermaßen entzückte, daß sie sich's noch einmal brieflich wiederholen ließ. Er hatte ferner in Lainz den Gedanken an Flucht vor

Sophie endgültig begraben. Sie ließ ihn nicht los und im Grunde mochte er selber auch nicht trotz jenes Versuches im März des Jahres 1844. Er wollte jetzt weder dauernd fern von der Geliebten wohnen noch ihre Beziehungen irgendwie lösen. Und vier Tage nach der Abreise schreibt er der Geliebten: »In Ihnen, teure Sophie, habe ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange atme ich den reinsten, lebendigsten Äther des Geistes und ich stehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere und lausche dem Rauschen seines Wellenschlages und er weckt in mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin. Es ist keine Redensart, wenn ich Ihnen sage, daß Sie meine Muse sind. Sie sollen es auch bleiben.« Und wiederum vier Tage später: »Meine Gesinnung ist gegen Sie, teure Sophie, unwandelbar und durch die tiefsten Leiden verbürgt und geweiht.« Endlich kurz nach dem paralytischen Anfall. »In mir steht es klar und für immer fest. Sie können durch meine Heirat, wenn sie überhaupt noch zustande kommt, nichts verlieren.« Trotzdem ließ Sophie mit Quälen nicht locker, er solle auf pekuniäre Sicherung dringen, wo nicht, die Verlobung rückgehen lassen, und stürzte ihn damit oft in Verzweiflung. Wiederholt begehrte er von Emilie Reinbeck, sie solle ihm alle ihre Ausgaben vorrechnen, die Summe nennen, mit der er noch auskömmlich leben könnte, und nach seiner Überführung in die Irrenanstalt fand man seinen Tisch mit Bogen von Zahlen überdeckt, in denen er sein Auskommen berechnet hatte. Und als ihn am 29. September der »Schlag« getroffen, fleht er die ferne Geliebte an: »Mir ist vom Arzte die äußerste Ruhe des Gemütes vor allem anbefohlen. Die ist schwer zu finden. Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie!«

Es ist beides wahr, die Briefe aus Wien »wurden mit höchster Ungeduld erwartet, dem Postboten, der sie brachte, ein Geldgeschenk dafür gegeben«, und andererseits wirkten sie auch immer aufregend. Nur muß man sich hüten, die Bedeutung dieser Briefe zu überschätzen bei der schon fraglos ausgebrochnen Paralyse. Was jene Schreiben etwa verdarben,

das machten sie andererseits wiederum gut. Auch läßt sich Sophie das Zeugnis nicht versagen, daß, als sie durch den vermeldeten Anfall den Ernst der Situation begriff, sie auf der Stelle beruhigend eingriff und Lenau »heiter, ja freudig« antwortete, den Wahnsinn freilich damit nur beschleunigend. Noch am Tage, der dem ersten Delirium vorausging, schrieb er Sophie: »Mitten in den ärgsten Erschütterungen meines gequälten Gemütes hat mein fester und inniger Zusammenhang mit Ihnen, unausprechlich teure Freundin, nie aufgehört, einer der festen, der wenigen festen Punkte zu bleiben, an welchen sich meine schmerzlich gerüttelte Seele noch halten konnte.« Am Tage darauf: »Ich habe jetzt wieder eine wahre Passion, an Sie zu schreiben, und zwar eine noch weit größere als zur Scharlachzeit. . . In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehen und habe gesehen, daß meine ganze Seele Ihnen gehört, auf ewig!« Und abermals am nächsten Tage: »Morgen und bis zu meiner Abreise täglich schreib' ich wieder. Es ist mein liebstes, ja mein einziges Geschäft, außer etwas Lektüre.« Man erinnere sich, wie er in seiner Scharlachzeit stets behauptete, Genesung hätten ihm einzig die Briefe aus Wien gebracht, und man wird hier deutlich die Überkompensation erkennen zu seinem neurotischen »Grauen« vor Briefen, beides aus einer freilich nicht ganz durchsichtigen Wurzel.

Als aber der Wahnsinn völlig Herr seiner Seele geworden, da traten mit eins alle finsteren, bisher unterdrückten Gedanken wider die ferne Geliebte zu Tage. Ja, er kann, wie immer in solchen Fällen, sich nicht genug tun, das zu beschimpfen, was er vor kurzem noch angebetet. Wie Emilie berichtet, die in ihrer eifersüchtigen Liebe solche Worte mit lechzender Seele aufnahm, trug er ihr auf, »jener Frau zu schreiben, daß sie ihn mit ihren Zuschriften verschonen möge, solange er noch krank sei. Er habe eine wunderbare Angst vor all ihren Briefen und so starken Widerwillen vor ihren leidenschaftlichen Äußerungen, daß er sie (Emilie) bitte und beschwöre, alle, die von nun an für ihn einlaufen, in Em-

pfang zu nehmen und ihm aufzubewahren; Sophie sei durch das viele Lesen französischer Romane, die ihre Phantasie verdorben, auf Abwege geraten, wolle ihn ganz allein besitzen, niemand anderem einen Anteil an seinem Herzen gönnen und habe auch an allen seinen Freunden zu mäkeln und zu tadeln; Emilie möchte ihr doch zureden, daß sie sich fassen und ihre Liebe ihren Kindern zuwenden solle«. Und ein andermal wieder: »Meine ganze Krankheit ist nur ein verfehltes Rechenexempel. Ich wollte noch glücklich werden, glaubte in Marie mein Glück gefunden zu haben, und eilte, mir's zu sichern. Ich hoffte, durch diese Eile jedem Einwurf zu begegnen, alles zu einem versöhnenden Ende zu bringen; aber ich hatte mich verrechnet. Ich soll und darf nicht glücklich sein! — Man läßt mich nicht los und ich werde nun das Opfer der ungezählten Leidenschaften dieser Frau.« All diese Anklagen sind bis zu einem gewissen Grade richtig, wenn auch von Haß übertrieben und entstellt. Schlug doch der letztere im Wahnsinn einmal so mächtig empor, daß Lenau zwei Daguerreotypen der Geliebten Emilien mit der Weisung übergab, sie allsogleich in den Abtritt zu werfen. Doch im nämlichen Wahnsinn, nur in lichteren Momenten flehte er wieder: »Schont sie; sie hat zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht!« Und bald darauf wieder: »Sie ist mein Glück und meine Wunde! Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie versteht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand.«

Wen solche Widersprüche erstaunen, dem ist zu entgegnen, daß mächtige Gefühle von Liebe und Haß isoliert beim Menschen nicht vorzukommen scheinen. Ein leichtes Wohlwollen, eine oberflächliche Sympathie, die das Herz kühl lassen, mögen ohne Zusatz von Haß bestehen. Da ist auch Objektivität noch denkbar. Man kann z. B. von einem Vorgesetzten zutreffend erzählen, er verfüge über ein enormes Wissen, doch wie der die Leute kujoniere, das sei nicht mehr schön. Bei starken Empfindungen wird diese Sonderung einfach unmöglich, man kann nur entweder gewaltig lieben

oder mächtig hassen, doch jederzeit immer nur eines von beiden. Was einem ruhigen Beobachter auffällt, ist der jeweilige Exzeß von Leidenschaft. Hier wirkt gar nie die ruhige Macht einer echten Überzeugung, vielmehr ein sehr verdächtiges Plus, ein Übermaß immer von Liebe und Haß. Nun wissen wir aus unseren Analysen an Neurotikern, daß hinter solch einem Überempfinden sich stets noch etwas anderes birgt. Wenn ein Affekt um vieles zu stark ist, dann finden wir ausnahmslos das unterdrückte Gegenteil auch. Es wird z. B. kein Mensch ein Heiliger, der nicht vordem sehr unheilig lebte. Und was er in schweren Kämpfen unterdrückte, nützt er nun dazu, die entgegenstehende Leidenschaft maßlos zu vergrößern. Nur wer ein besonderer Frevler gewesen, wird später ein Heiliger κατ' ἐξοχήν. Das ist auch bei Liebe und Haß nicht anders, den stärksten Affekten, die uns bestürmen. Wo exzessive Liebe besteht, ist mit Sicherheit immer auch unterdrückter Haß zu entdecken. So findet er sich im Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern und vice versa, der Geschwister zu einander und ganz besonders zwischen Mann und Weib. Das erklärt durchsichtig die nicht seltene Erfahrung, daß einer, der jahrelang nichts gesehen in scheinbar blind anbetender Liebe, dann mit eins als grimmigster Hasser dasteht, um so ärger, je unauflöslicher die Bande. Wie er ehevor nämlich seinen Haß unterjochte, so jetzt seine Liebe. Kann jeweils in einer gegebenen Zeit doch immer nur eine Empfindung bestehen, welche den opprimierten Gegenaffekt zu ganz maßloser Verstärkung benützt.

In Lenaus Verhältnis zu Sophie Löwenthal bestand von Anfang an neben einer urgewaltigen Liebe noch eine mächtige Gegenregung, die der weibliche, immer scharfsichtigere Partner sehr wohl durchschaute und dann durch Schnödigkeit dem anderen deutlich zu fühlen gab. Selbst in seiner glutvollsten Leidenschaft vergewissert sich Lenau doch immer wieder, daß er abbrechen könne, wenn er nur wolle, und die Episoden Karoline Unger und Marie Behrends sind eigentlich Proben auf das Exempel. Am allerstärksten tritt die Widerspruchsregung, bis zum Haß gesteigert, im Wahnsinn

hervor, da jegliche Hemmung aufgehoben wird und sich das Unbewußte nackt und unverstellt präsentiert. Hier wechseln zu Anfang Liebe und Haß oft in wenigen Tagen, ja wenigen Stunden, und beide natürlich ins Übermaß verzerrt. Am interessantesten dünkt mich jedoch, daß man diese Regungen bis auf Lenaus Eltern zurück verfolgen kann und bis in die frühe-ste Kindheit unseres Dichters. Selbst der Mutter gegenüber war Lenau nicht jener Mustersohn, den er wiederholt mit Nachdruck hervorkehrt, fast möchte ich sagen, mit allzugroßem Nachdruck. Wenn der Dichter immer von neuem betont, seine Mutter niemals beleidigt zu haben, so schmeckt dies stark nach unterdrückten Gegenimpulsen. Wer würde sich sonst des Selbstverständlichen noch extra berühmen? Auch jene Episode, da er mit dem Messer auf eine ruhig ihren Kaffee schlürfende Hochschwangere losging, hat uns die Wut des Knaben enthüllt gegen seine Mutter, die nach ihm noch zu empfangen wagte von einem anderen. Noch mehr als wider die allzeit liebevoll-nachgiebige Mutter hat aber Lenau gegen seinen Vater zu unterdrücken gehabt. Hatte dieser schwer lungenkranke Mann, wie wir eingangs vernahmen, sich doch der Lebhaftigkeit seines Söhnchens einmal direkt durch Schläge erwehrt. Hier mußte Niembsch tatsächlich sich ducken, was er zweifellos nur mit Ingrimm ertrug und nach Vaters Tod überhaupt nicht mehr, bis zu seinem Wahnsinn. Die »unwiderstehliche« Sophie stieß ihn ebenso ab wie Karoline Unger, die sein Herz durch die Macht ihrer Töne unterjochte. Der Irrsinn jedoch bringt eine merkwürdige Wiederholung sowohl der infantilen Widerstandsregung als der notgedrungenen schließlichen Unterwerfung. Sophie hatte nämlich in die Anstalt einen Trostbrief geschrieben und darin ein altes Sprüchlein zitiert:

»Duck Dich und laß vorübergahn,
Das Wetter will seinen Willen han!«

Diese Zeilen durchstrich Niembsch kreuzweise mit Bleistift und schrieb ans Ende: »Ich ducke mich nicht!!!«, das »nicht« dreimal unterstrichen und dreimal durch Ausrufungs-

zeichen hervorgehoben. Gleichwohl schrieb er später in ein Anmerkbüchlein: »Ich ducke mich doch! Versteht ihr mich: doch?[1])« Als ein Wärter einmal die Frage an ihn richtetete: »Wissen Sie, daß Sie der Herr von Niembsch sind, der Große?« entgegnete Lenau: »O, Niems ist jetzt klein geworden!« So wird im Wahnsinn immer wieder das Kind lebendig in jeglichem Menschen.

## VII.

Ich komme nunmehr zu der eingangs aufgeworfenen Frage: Inwieweit trifft Sophie Löwenthal ein Verschulden an der Krankheit unseres Dichters? Da ist als wesentlich festzuhalten, daß Lenau an sicherer Paralyse litt und ebenso sicher schon geisteskrank war, als er Ende März 1844 von Wien abreiste. Die Werbung in Baden-Baden samt allem Folgenden hat nicht mehr ein gesundes Gehirn geleistet, sondern ein schon dem Wahnsinn unrettbar verfallnes. Nun ist es heute so gut wie erwiesen, daß die Paralyse eine Folgekrankheit der Syphilis darstellt, an welcher die Geliebte zweifellos völlig unschuldig war, um so mehr, als Lenau jene vermutlich in Bremen akquirierte, da er Sophie überhaupt noch nicht kannte. Nur wer sich einmal mit Lustseuche infizierte, kann später jener Psychose verfallen. Hier schließt sich also ein Verschulden der Geliebten mit Sicherheit aus. Hätte unser Dichter ihr niemals begegnet, er wäre fraglos ganz ebenso Paralytiker geworden.

Bleiben nunmehr zwei andere Fragen offen: Wenn Sophie auch nicht schuld an der Krankheit trägt, hat sie diese nicht

[1]) Wir erinnern uns, daß der Jüngling Niembsch seine Mutter wie Kövesdy wiederholt bedankt, weil sie »die Grundsätze der Tugend mit unausgleichbaren Furchen in sein Herz gegraben« hätten. An das knüpft eine Äußerung Lenaus im Irrsinn: »Gott ist sehr gut, daß er mich durch die Natur bestrafen läßt und nicht durch das Gesetz; denn ich habe gegen beides gefehlt; ich habe das Talent noch über das Sittengesetz gestellt und das ist doch das Höchste — sagen Sie das auch ihr. Sie hat das Sittengesetz auch nicht genug erhoben.« Das Gesetz oder richtiger der Vertreter desselben in der ersten Kindheit ist ja der Vater, die Identifikation und die Verkörperung Gottes auf Erden.

etwa beschleunigen geholfen oder unmittelbar doch den Anstoß gegeben zu ihrem manifesten Ausbruch? Da muß ich neuerdings unterstreichen, daß Lenau schon vor den letzten Konflikten geisteskrank war, wahrscheinlich schon lange vor April des Jahres 1844, doch in diesem Monat bereits ganz sicher. Und gerade in den letztvergangnen Jahren hatte Sophie auch nicht das Allergeringste getan, die schlafende Paralyse zn wecken. Der Dichter war einfach um diese Zeit zum Irrsinn schon reif, wie ja überhaupt ein Ausbruch der Paralyse zwölf Jahre etwa nach der Infektion durchaus mit aller Erfahrung übereinstimmt. Man erinnere sich nur, daß selbst die fortwährende frustrane sexuelle Erregung Lenau nichts schadete, um wieviel minder das durchaus friedlich-ruhige Leben in den letzten Jahren, die unmittelbar der Paralyse vorausgehen. Wir können demnach auch die zweite Frage, ob Sophie die schlafende Psychose weckte, rundweg verneinen.

Doch vielleicht gab sie den Anstoß zum Ausbruch durch ihr just da nicht liebreiches Verhalten. Hier wäre zweierlei zu beachten. Zunächst ein Punkt, wo Sophie mich tatsächlich nicht unschuldig dünkt. Sie setzte unserem Dichter nämlich, sagen wir selbst aus guter Meinung, in Briefen sicherlich schärfer zu, als unbedingt nötig, und drängte heftiger auf pekuniäre Garantien, als unerläßlich war. Durch ihr unablässiges Bohren aber schuf sie dem ohnehin ganz Haltlosen manch schwere Stunde und gewaltige Aufregung, wie aus Lenaus Briefen und Emiliens Aufzeichnungen fraglos hervorgeht, ja, trug vielleicht dadurch sogar noch bei, daß an jenem ominösen 29. September der erste paralytische Anfall ausbrach. Nur hüte man sich, ihren Schuldanteil hoch anzuschlagen. Denn zweifellos wäre diese Attacke nicht ausgeblieben und gewiß schon in jenen Tagen erfolgt auch ohne Drängen von Sophiens Seite. W e n n ihr Verhalten überhaupt beschleunigte, so höchstens um Tage, wobei das »wenn« nur mit großer Vorsicht auszusprechen. Noch mehr gilt solches von der zweiten Schuld, die man vielleicht konstruieren könnte. »Im Scheiden sollen teure Lippen zu Lenau fieberhaft gesprochen haben:

,Eins von uns muß wahnsinnig werden!'« Dann hatte Sophie eingestandenermaßen tatsächlich die Äußerung hingeworfen, wenn sie einmal einen ganz heiteren Brief schriebe, so werde sie dem Tode nahe sein. Doch ist ihre Entschuldigung voll zutreffend: »Daß Niembsch meine Äußerung so hoch aufnahm, war ein Zeichen von Krankheit.« Sein Unbewußtes nützte dann jenes hingeworfene Wort, einen Tobsuchtsanfall damit zu begründen, er sei an Sophiens Tode nun schuld. In Wahrheit brach der Wahnsinn augenblicklich bei ihm aus, als er die Geliebte verstorben wähnte, einfach darum, weil er ihr tatsächlich, mindest in Lainz, den Tod gewünscht hatte. Hier läßt sich von einem Verschulden Sophiens überhaupt nicht sprechen. Von allen Vorwürfen, die besonders Reinbecks auf Sophie gehäuft haben aus bewußter und unbewußter Eifersucht heraus — von späteren Klatschern und übler Nachrede ganz zu geschweigen — bleibt also nur das Einzige bestehen, daß Sophie den Dichter in kritischer Zeit allzusehr mit sorgenden Briefen bedrängte.

Diesem wirklich recht geringen Schuldkonto steht aber ein großes Haben gegenüber, als wichtigstes vielleicht, daß Sophie fünf Jahre vor seinem endgültigen Zusammenbruch nach der Episode Karoline Unger Lenau vor dem Wahnsinn bewahrte. Kaum minder groß ist ihr Verdienst, daß sie den von Amerika Wiedergekehrten und scheinbar trostlosen Hypochonder, welchen weder Verwandte noch irgendwelche Freunde aufheitern konnten, dem Leben und Dichten wiedergab und dem für ihn noch möglichen Glücke. Er hat sie nicht eitel »die geistig Höchste in Deutschland« genannt. Sie schenkte ihm bis auf den physischen Teil so ziemlich sämtliche Seligkeit, die für Lenau auf Erden zu erringen stand. »Du bist meine Zuflucht, mein Trost, meine Stärkung,« schrieb er auf dem Höhepunkt seines Glückes. »Du bringst bei mir das Leben wieder zu Ehren, wenn es mir andere entstellt und versudelt haben. Ich trachte auf die Menschheit zu wirken, nachdem mich Deine Liebe dazu ermuntert hat.« Sie hat ihn ferner auch noch zu den »Liebesklängen« begeistert, nach meinem Empfinden weitaus dem Schönsten, das der

Dichter geschaffen. Eine Tat, die an und für sich genügte, sie im deutschen Schrifttum unsterblich zu machen. Und endlich litt sie für ihre Liebe noch Blutzeugenschaft, jahrzehntelang stumm den ungerecht schwersten Unglimpf ertragend. Sie hat den Geliebten um 39 Jahre überleben müssen, Jahre mit wenig ausfüllendem Inhalt nach einem Dezennium unsagbarer Liebe. Wenn etwas die Monotonie durchbrach, so war's ein neu aufwühlender Schmerz um den Verlust der nächsten Verwandten. So wurde zur Wahrheit, was der pietätvolle zweite Sohn als Grabinschrift ihr setzen ließ:

»Du warst an Liebe reich und Geistesgaben,
Viel Herzeleid ist hier mit Dir begraben.«

---

K. u. K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

K. u. K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Schriften zur angewandten Seelenkunde. VI. Heft.

K. u. K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Schriften zur angewandten Seelenkunde. VI. Heft.

SCHRIFTEN ZUR ANGEWANDTEN SEELENKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
SECHSTES HEFT

# AUS DEM LIEBESLEBEN NICOLAUS LENAUS

VON

DR. J. SADGER
NERVENARZT IN WIEN

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1909

Verlags-Nr. 1605.